Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 35. Nebra, Sonnabend, 1. Mai 1915. Jahrgang.

Die Bukowina.

— Eine deutsche Kulturinsel. —

Die deutschen Truppen kämpfen in der Bukowina, die sie Schulter an Schulter mit den Österreichern vom Feinde befreit haben, nicht nur für die gemeinsame gute Sache, sondern sie verteidigen hier auch einen Hort der deutschen Kultur, ein weit in den Osten hinein vorgeschobenes Bollwerk germanischer Arbeit und Kraft. Mitten zwischen andersprachigen Völkern ist in der Bukowina in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine deutsche Kulturinsel geschaffen worden; was die Bukowina heute ist, verdankt sie vor allem deutschem Wirken und deutscher Gesittung. Schon früher hatten sich Deutsche an einigen Orten des Landes angesiedelt und im Mittelalter die materielle und geistige Kultur wirksam gefördert. Aber seine eigentliche Blüte entfaltete das Deutschtum in diesem Lande, das fortan unter dem Namen Bukowina, d. h. Buchenwald, erscheint, erst seit dem Jahre 1775, da die Pforte dieses Gebiet an Österreich abtrat. Die deutschen Ansiedler bildeten den Sauerteig, der in dem vorher verödeten und völlig unkultivierten Gebiet erst Leben und Gedeihen hervorbrachte. Zuerst kamen Reichsdeutsche ins Land, etwa 50 Familien, die 93 männliche und 87 weibliche Mitglieder zählten; es waren alles Bauern, die aber doch auch so manches Handwerk, Zimmermannsarbeit, Maurerei, Schuhflickerei verstanden. Diese deutschen Einwanderer, denen sich dann bald zahlreiche andere anschlossen, stammten aus Südwestdeutschland, und so wurden sie denn alle gemeinsam „Schwaben" genannt; Württemberg und die Pfalz waren die Heimatländer der meisten Ansiedler. Ihre alten Sitten und Gebräuche haben sie bis auf den heutigen Tag in der Fremde bewahrt. Die kurzen, glockenförmig gebauchten Röcke, wie sie die Frauen z. B. in Rosch bei Czernowitz tragen, haben hier, wie auch ähnlich in Galizien und Südungarn, ein Stück altdeutscher Volkskraft bewahrt. Ebenso klingt noch heut in den Dörfern der Bukowina manches schöne Volkslied aus der alten Heimat am Rhein, wie z. B. „Es stand eine Linde im tiefen Tal" u. a.

Die deutsch-österreichischen Länder sind besonders durch Deutsch-Böhmen vertreten, die in der Bukowina in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschiedene Bauernkolonien gründeten, so die erste, Bori, 1835, dann Schwarzthal, Buchenthain usw. Auch die Deutsch-Böhmen haben ihre heimische Art bewahrt. Ein Forscher, der vor etwa 30 Jahren seine Landsleute in Bori besuchte, schreibt darüber: „An den meisten Häusern fand ich das Wahrzeichen der heimischen Dörfer: St. Johann von Nepomuk, geschnitzt oder gemalt. An ihn erinnerte mich der erste Flachskopf, den ich sah: er hieß Johann. Kein Zweifel mehr, daß ich mich in einem echt deutsch-böhmischen Dorfe befand."

Aus allerjüngster Zeit berichtet ein Kenner von der Siedlung Schwarzthal: „Wunderbar ist es, wie sich hier die Wälder Kleidung, Sitten, Gebräuche, Wohnweise und Sprache vollständig erhielten. Der Bursche, mit dem ich den weiten holperigen Weg zurücklegte, trug seinen Havelock, seine Strümpfe und seinen grünen Hut wie einer aus den böhmischen Wäldern, und wenn man mit den Leuten bei Tisch sitzt, und sie ihre Pfeifen dampfen lassen, da denkt man keinen Augenblick, daß man fern im Osten im fremden Lande ist." Auch ihre altgewohnten Holzschuhe tragen noch die Deutsch-Böhmen der Bukowina und haben deshalb den Spitznamen „Holzpantoffeln" erhalten.

Die gegenwärtige Kopfzahl der Deutschen in der Bukowina wird auf etwa 76 000 berechnet. Doch hat diese verhältnismäßig kleine Zahl Erstaunliches für das Land geleistet. Als die Bukowina an Österreich kam, war sie eine vollständige Öde, fast nur mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, durch die türkische Mißwirtschaft ausgesogen, durch Kriege verwüstet und entvölkert, geradezu eine Wildnis. Aber schon einige Jahrzehnte nach der Einwanderung der Deutschen machte dies Land den Eindruck einer Kulturoase. „Wir glaubten," schildert der Reisende Kohl 1840 die Bukowina, „aus den Niederungen Bessarabiens und von den gestalt- und ordnungslosen Ortschaften Podoliens kommend, bei diesem Anblick uns in eine andere Welt versetzt, und allerdings war es auch wirklich so. Bei dem Anblicke von Czernowitz schien uns der ganze europäische Westen nahe vor die Augen gestellt zu sein und wir glaubten Deutschland deutlich durchzufühlen."

Der Einfluß des deutschen Wesens konnte sich in der Bukowina eben besonders umfassend und kräftig erweisen, weil der Boden hier noch fast jungfräulich war und die in Not und Unbildung verkommene Bevölkerung sich gern von den Deutschen leiten und lehren ließ. Das städtische Leben hob sich zuerst, und die Städte der Bukowina haben sich ihren vorwiegend deutschen Charakter bis heute bewahrt. Bald begann auch der Aufschwung in Handel und Gewerbe. Die ersten tüchtigen Handwerker waren Deutsche, so der erste Apotheker in Czernowitz, der erste Uhrmacher, der erste Buchdrucker Eckhart, der auch die erste Papiermühle in der Bukowina errichtete. Der erste Bierbrauer war ein Deutscher, und die ersten ordentlichen Gasthäuser wurden von Deutschen errichtet.

Die Urbarmachung des Landes vollzog sich mit dem Lichten der Wälder, deren Schätze zuerst die Deutschen ausnützten, worauf der Bukowiner Holzhandel eine hohe Blüte erreichte. Und nicht anders stand es mit der geistigen Kultur, die vorher völlig darnieder gelegen hatte. 500 Volksschulen wurden von den Deutschen errichtet, und die Krönung dieses Wirkens für die Volksbildung bedeutete dann die Gründung der östlichsten deutschen Hochschule Czernowitz, an der zahlreiche deutsche Gelehrte wirken und wirken.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.

Ein Zeugnis für die deutschen Soldaten.

Nachdem kürzlich ein Berichterstatter des Amsterdamer kirchlichen Blattes „Lijd" mit Nachdruck und aus besonderer Kenntnis der Dinge die Verleumdung widerlegt hatte, daß deutsche Soldaten in belgischen Frauenklöstern Greueltaten verübt hätten, konnte er für seine Widerlegung jetzt auch auf das Zeugnis der belgischen Bischöfe hinweisen, die Ermittelungen angestellt und nichts zu verzeichnen hatten. Und nun erteilt er auf eine Anfrage die Antwort, nach sorgfältiger Umfrage habe sich ergeben, daß weder in Klöstern, noch Krankenhäusern, noch Privathäusern Nonnen verpflegt worden seien, die als Beweis für die vorerwähnten unwahren Beschuldigungen dienen können.

*

Die Engländer bei Ypern.

Wenn auch die Franzosen anscheinend immer noch nichts von den deutschen Siegen bei Ypern wissen, so geben doch die Engländer, wenn auch verklausuliert, den Rückzug und die Tatsache zu, daß sie schwere Verluste erlitten haben. — Mehrere neutrale Zeitungen heben hervor, daß der Angriff der Deutschen ungeheuren moralischen Eindruck machen müsse, um so mehr, als er in dem Augenblick erfolgte, als die Engländer ihren neuen großen Angriffsplan in alle Welt posaunten.

Englische Furcht vor Unverhofftem.

Lord Charles Beresford, der frühere zweite Seelord, sagte in einer Ansprache bei Inspektion des Freiwilligen Ausbildungskorps in Northampton: „Wir müssen uns klar machen, daß wir nicht sicher sind, solange die deutsche Flotte sich auf See befindet. Es gibt so viel Unerwartetes im Seekrieg; ein Wetterwechsel hebt die genauesten Berechnungen auf. Die englische Überlegenheit reicht daher nicht aus."

*

Die Auslese der russischen Armee vernichtet.

Der militärische Mitarbeiter der Sofioter „Kambana" bezeichnet die Karpathenschlacht als einen fürchterlichen Zusammenbruch der Russen. Diese hätten ihre besten Truppen und sämtliche Reserven eingesetzt, und die Zahl ihrer Kräfte habe eine Million weitaus übersteigen. In dieser Schlacht sei der Kern und die Auslese der russischen Armee vernichtet worden. Die Hoffnung auf eine Zertrümmerung Österreich-Ungarns, mit der sich die russische Gesellschaft getragen habe, sei gänzlich gescheitert.

*

Der Dardanellensieg der Türken.

Nach griechischen Blättern bestätigt es sich, daß die vereinigten Engländer und Franzosen bei ihrem neuen Land- und Meerangriff auf die Dardanellen mit großen Verlusten zurückgeschlagen wurden. Der Erfolg der Türken kommt am besten darin zum Ausdruck, daß der Ministerrat beschloß, den Sultan um die Annahme des Titels „Ghazi" (der Siegreiche) zu bitten. Nach alttürkischem Brauch darf dieser Titel nur einem Führer oder Feldherrn beigelegt werden, wenn er wirklich entscheidende Siege erfochten hat. — Wir aber begrüßen die türkische Nation, die ihr Schicksal an das unsre und das Österreich-Ungarns geknüpft hat, als unsern Bundesgenossen in dem Bewußtsein, daß an den Dardanellen wie im Kaukasus und am Suezkanal mit über das Schicksal des Weltkrieges entschieden wird.

Belgiens Zukunft.

Nichts zeigt besser die unglaubliche Hoffnungsfähigkeit der Franzosen und Belgier, als daß sie sich jetzt, während Belgien fast völlig von Deutschen besetzt ist, den Kopf darüber zerbrechen, ob und wie Belgien gestärkt und vergrößert aus dem Kampfe hervorgehen wird. So hat der Schriftsteller L. Dumont-Wilden im „Matin" einen Artikel veröffentlicht, der sich mit dem Belgien der Zukunft befaßt, das außerordentlich stark werden müsse. Nicht alle Belgier aber schwelgen in Eroberungsplänen, und so hat Dumont-Wilden viele Zuschriften erhalten, die sich gegen einen Landerwerb Belgiens aussprechen. Das veranlaßt ihn zu einem neuen Artikel, in dem er u. a. ausführt:

„Der Gedanke der beiden Westmächte, Belgien durch Einverleibung des linken Rheinufers so stark zu machen, daß jede Wiederholung eines Einfalls für die Zukunft unmöglich wäre, flößt anscheinend nur bei den Alten, dem Belgien von gestern, auf Widerstand. Sie befürchten, daß Belgien, wenn das geschähe, in die Wirrnisse der großen Politik hineingerissen werden könne. Die Armee, die Jugend, das Belgien von morgen, denkt anders darüber. Alle Opfer waren umsonst gebracht, wenn Belgien nicht gestärkt und vergrößert aus diesem Kriege hervorginge. Das Gleichgewicht der Nationalitäten, die Bestürchtung der Wallonen, von dem verstärkten germanischen Element aufgesogen zu werden, dürfen in dieser Zukunftsfrage keine Rolle spielen.

Es gibt eine radikale Lösung: Verpflanzung oder Vertreibung der Deutschen. Das ist das, was die All-Deutschen den Wallonen zugedacht haben. Es gibt aber auch eine weniger brutale Lösung: Protektorat oder eine Art provisorischen Kolonialsystems. Es wäre durchaus gerechtfertigt, wenn man der annektierten Bevölkerung die politischen Rechte solange vorenthalten würde, bis sie aufhört, gefährlich zu sein, d. h. bis sie das ansteckende preußische Gift abgestoßen und sich in die neue Lage hineingefunden hat. Leute, welche die Bevölkerung des linken Rheinufers gut kennen, versichern, daß das gar nicht solange, als man befürchtet, dauern würde. Das Ansehen des Siegers hat auf Leute jenen Schlages einen ungeheuren Einfluß, und die Bevölkerung der neuen Gebiete würde die Herrschaft eines zivilisierten liberalen Staats um so eher anerkennen, als eine liberale Staatsauffassung seit langem in ihr Wurzel gefaßt hat.

Nehmen wir dies als gutes Zeichen! Freilich ist es müßig, in die Zukunft voraussehen zu wollen. Aber mit Nutzen können schon jetzt die Elemente des politischen Problems ins Auge gefaßt werden, das sich von selbst stellt im Augenblick, da das erschöpfte Deutschland um Frieden bitten wird. Wenn das junge Belgien wirklich seine Stunde gekommen glaubt, so werden Frankreich und England ihm zu seinem Glück verhelfen und es gegebenenfalls weit eher unterstützen, als wenn es der vorsichtigen Weisheit jener nachgeben würde, die alles beim alten lassen möchten. Vor allem würde das neue Frankreich diesem neuen Belgien sich viel näher verbunden fühlen."

Diese Träumereien sind für uns Deutsche von nicht zu unterschätzender Bedeutung, denn sie zeigen uns, wie Frankreich und England, die „reifesten" Länder der Welt mit dem reinen parlamentarischen Regierungssystem, sich die Angliederung neuer Provinzen vorstellen. Demnach widerstreitet es nach den Grundsätzen des westmächtlichen parlamentarischen Anhanges nicht den Idealen von Volksfreiheit, einer annektierten Bevölkerung „so lange die politischen Rechte vorzuenthalten, bis sie aufhört, gefährlich zu sein". Das sieht in demselben Blatt zu lesen, das wer weiß wie oft die „politische und parlamentarische Rechtlosigkeit der Elsaß-Lothringer" beklagt hat. Unsere Feinde wissen eben immer zur rechten Zeit sich die Maske der Heuchelei vom Antlitz zu reißen. — Im übrigen wird die Zukunft Belgiens entschieden werden, wenn Deutschlands Feinde niedergerungen sind. Bis dahin braucht sich niemand den Kopf um das „politische Problem" zu zerbrechen.

Erfolge der Türken.

— Im Kaukasus und am Suezkanal. —

Das erfolgreiche Vorgehen des türkischen Heeres auf der kaukasischen Front hat die Russen auf diesen Teil des Kriegsschauplatzes wieder in die Defensive zurückgeworfen. Der linke Flügel der türkischen Kaukasusarmee hat jüngst bekanntlich bei Artwin bis nach Bordschkrcho hinaus, das südwestlich von Artwin liegt, größere Erfolge erzielt. Es handelt sich hierbei um die Kämpfe am Tschrochflusse, der schon oft in diesem Kriege eine Rolle gespielt hat. Die ersten Zusammenstöße fanden hier anfangs Dezember v. Js. statt. Die russischen Truppen hatten bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei einen schnellen Einfall nach der Türkei gemacht und waren gegen Erzerum vorgedrungen.

Aber die türkischen Truppen wiesen den Feind in wenigen Tagen mit mächtigen Schlägen aus dem Lande und trugen den Krieg in russisches Gebiet hinüber. Schon am 10. Dezember konnten sie den russischen Truppen eine schwere Niederlage beibringen. Die Russen hatten daraufhin bedeutende Verstärkungen an dieser Stelle ihrer Front herangezogen und drangen mit überlegenen Kräften vor, damit die Türken ausweichen. Sofort wußte der russische Generalstab daraufhin von einem gewaltigen Siege zu berichten. Wie wenig Wert diese Siegesmeldung hatte, ging schon wenige Tage später aus der Meldung des russischen Generalstabes selbst hervor, die besagten, daß bei Artwin heftig gekämpft wurde. Da die Türken noch bei Artwin standen, so konnten sie also nicht 100 Kilometer weit zurückgeschlagen worden sein. Die russischen Verstärkungen wurden bald auf türkischer Seite ausgeglichen, so daß die Türken jetzt wieder auf der ganzen Linie im Kaukasus die Offensive ergreifen konnten. Nicht nur der linke türkische Flügel, der sich an Artwin anlehnt, ging erfolgreich vor, sondern auch im Zentrum, bei Sarykamisch konnten die Türken in jüngster Zeit größere Erfolge an ihre Fahnen heften. Sarykamisch ist eine wichtige russische Garnisonstadt, die südöstlich von Artwin gelegen ist.

Sind die Türken hier im Kaukasus im erfolgreichen Vorschreiten, so ist auch die Lage des gegen Ägypten marschierenden Heeres für die Türken günstig zu bezeichnen. Der Oberbefehlshaber der türkischen Armee hat jüngst in einer Proklamation angekündigt, daß die Vorbedingungen für den Vormarsch beendet sind. Eine gegen den Suezkanal vormarschierende Armee hat naturgemäß mit Schwierigkeiten zu rechnen, die für einen Kriegsschauplatz in Europa nicht in Betracht kommen. Es ist der Mangel an Eisenbahnen, die Maßnahmen des Nachschubes und des Ersatzes, es sind die nicht gepflegten Heeresstraßen, sowie die verschiedenen Maßnahmen, die zur Versorgung der Truppen mit Speise notwendig sind. Bevor ein Heer hier zum entscheidenden Vorgehen sich anschickt, wird es auch die kleinsten Einzelheiten berücksichtigen müssen, wenn es gut geführt ist. Die planvolle und jede Möglichkeit berücksichtigende Vorarbeit der türkischen Heeresleitung ist die beste Gewähr dafür, daß auch nicht das Geringste versäumt wurde, was für einen sicheren Erfolg notwendig ist. Es handelt sich um ein Heer von 100 000 Mann, das einen Weg von 350 Kilometern vor sich hat. Die große Umsicht, mit der alle Vorbereitungen getroffen wurden, beweist, daß die türkische Heeresleitung völlig der Lage gewachsen ist.

(Zensiert: O. K. i. d. M.)

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Eine Besprechung des Staatssekretärs Dr. Delbrück mit Reichstagsabgeordneten wird Mitte Mai im Reichsamt des Innern über die Frage der Kreditnot des kaufmännischen und gewerblichen Mittelstandes abgehalten werden. In der letzten Reichstagssitzung ist von einigen Abgeordneten zum Ausdruck gebracht worden, daß teilweise unter den kleinen Gewerbetreibenden eine Kreditnot besteht, die allein durch den Krieg verursacht ist. Der Staatssekretär des Innern hat daraufhin zugesagt, in eine Prüfung dieser Frage eintreten zu wollen.

* Bei der Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Glatz-Habelschwerdt für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Landgerichtspräsidenten a. D. Sperlich wurde der einzige aufgestellte Kandidat Majoratsbesitzer Anton Graf Magnis-Eckersdorf, Kreis Neurode (Zentrum) gewählt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0001

* Der frühere langjährige Reichstagsabgeordnete und bisherige preußische Landtagsabgeordnete für den Wahlkreis Sangerhausen-Eckartsberga, Freigutsbesitzer Karl Scherre (freikonservativ), ist in Leubingen im 76. Lebensjahre verschieden.

Italien.

* Die ‚Münchener Post' veröffentlicht einen vom bayrischen Kriegsministerium zensierten Bericht aus Rom über die augenblickliche Lage: Danach sind die Unterhandlungen bereits über schwierigere Differenzpunkte hinweggekommen, als die die jetzt noch vorhanden sind. Es geht jetzt Italiens Wunsch nicht über die Ansprüche hinaus, welche schon wiederholt vor dem Kriege Gegenstand der österreichisch-italienischen Unterhandlung waren. Die noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten betreffen ein Gebiet in der Nähe des Küstenlandes.

Belgien.

* Der deutsche Generalgouverneur hat für den besetzten Teil Belgiens einen Wirtschaftsausschuß eingesetzt, der die das wirtschaftliche Leben Belgiens berührenden Fragen beraten, einheitliche Gesichtspunkte für ihre Behandlung aufstellen und Vorschläge zu bestimmten Maßnahmen machen soll. Das Arbeitsgebiet des Ausschusses soll vornehmlich Fragen der Ein- und Ausfuhr, den Beschäftigungsausgleich in der Arbeit, den Gütertarif und sonstige Verkehrsfragen, Zollfragen, die Versorgung mit Hilfs- und Rohstoffen und die Frage der Schaffung von Absatzmöglichkeiten umfassen.

Holland.

* ‚Allgemeen Handelsblad' schreibt: Über den Grund, weshalb der Verkehr zwischen England und Holland eingestellt wurde, tastet man völlig im Dunkeln. Telegramme, mit der Bitte um Aufklärung, auch über die Dauer der Maßnahme, blieben von England unbeantwortet. Es scheint festzustehen, daß die Maßregel sich ausschließlich gegen den Verkehr mit Holland richtet, da der Verkehr zwischen England und Norwegen weiter aufrechterhalten wird, und die Reederei eines holländischen Schiffes, das in einem englischen Hafen Kohlen für Holland geladen hatte, die Erlaubnis erhielt, den Hafen zu verlassen, wenn es die Kohlen in Frankreich verkaufe.

Balkanstaaten.

* Der bulgarische Finanzminister Tontschew erklärte dem Korrespondenten des rumänischen Blattes Diminiatza, Bulgarien denke nicht daran, sich an einem Kriege zu beteiligen, von dem nur seine Feinde Nutzen haben würden. Siegt der Dreiverband, so erhält Serbien die Herzegowina, Dalmatien und vielleicht ein Stück Bosniens. Es wird ein Staat von 20 Millionen Einwohnern und stark genug, um uns jede Rückgabe von Land zu verweigern, die es uns mit Gewalt entrissen hat. Siegen dagegen die Zentralmächte, so hört Serbien auf zu existieren und wir werden zum Teil seine Erben. Daraus ergibt sich, daß wir unseren militärischen Beistand den Dreiverbandsmächten nur gewähren können, wenn diese uns im voraus Garantien geben.

* Wie die „Fstia" in Athen meldet, hat die griechische Regierung mit einer amerikanischen Kapitalistengruppe Verhandlungen über den Abschluß einer Anleihe von 35 Millionen Drachmen begonnen.

Zum U-Boot-Krieg.

Rettungsversuche aus gesunkenen Booten.

Von der französischen Marineverwaltung wurden vor einiger Zeit in Cherbourg Versuche mit Rettungsapparaten für Unterseeboote gemacht, die im Hinblick auf den erhöhten Wert, welchen die Unterseeboote durch den Krieg erhalten haben, von größter Bedeutung sind. Es liegen Gutachten über diese Versuche vor und es wird jetzt besonders interessieren, einige Einzelheiten darüber zu erfahren. Es wurden Versuche mit Anzügen für das Entkommen gemacht, sowie mit Luftkammern und mit loslösbaren Kammern. Ferner wurde auch die unterseeische Telefonie in den Bereich der Rettungsmöglichkeiten gezogen. Am besten bewährte sich die Telefonie, beziehungsweise das Glockensignal, allerdings nur dann, wenn man scharf aufpaßte. Die Luftkammern hatten dagegen nur sehr geringen Wert in tieferen Gewässern. Sie waren aber in seichten Wassern recht brauchbar. Da man aber bei Katastrophen nicht vorher die Tiefe eines Gewässers feststellen kann, so kann dieses Rettungswerkzeug nur wenig in Betracht kommen.

Größeren Wert hatten schon die loslösbaren Kammern oder Rettungsboote. Trotzdem sind auch hier sehr viele Schwierigkeiten zu überwinden, bevor man daran denken kann, in ihnen ein ideales Rettungsmittel zu haben. Ein großer Nachteil besteht erstens darin, daß die Luft innerhalb der Rettungskammern ebenfalls durch Bildung von Chlorgas verdorben wird. Ferner bildet ihre Größe eine Gefahr. Auch ihr Gewicht und der bedeutende Widerstand, dem sie beim Aufstieg begegnen, machen sie in vielen Fällen für ihre Zwecke untauglich. Andererseits müssen sie aber wieder eine bestimmte Mindestgröße haben, damit im Falle der Gefahr sämtlichen Mannschaften eines Unterseebootes die Möglichkeit gegeben wird, sich mit den loslösbaren Kammern zu retten. Man hatte auch Versuche mit kleineren Kammern gemacht, die aber nur einzelne Mannschaften aufnehmen können. Natürlich scheiden diese Kammern, die an sich viel brauchbarer erscheinen als die großen Rettungskammern, von vornherein aus, da man unter allen Umständen der ganzen Bemannung des Unterseebootes die Möglichkeit der Rettung geben muß. Die kleineren Kammern hatten mehrere Vorteile bezüglich ihres geringeren Gewichts und des geringeren Widerstandes, den sie beim Aufstieg hatten.

Es kommt noch hinzu, daß die Versuche mit Rettungskammern sehr schwieriger Natur sind, da man die Rettungskammern bei Versuchen nicht mit Personen belasten kann, bevor man ihre Tauglichkeit nicht ausprobiert hat. Soweit aber die Möglichkeit der Versuche vorlag, konnte man feststellen, daß Rettungskammern, in der Größe, wie man sie braucht, mancherlei Vorteile gewähren. Die Rettungsversuche sind übrigens mit sogenannten Rettungshelmen weiter fortgesetzt worden.

(Berichtet vom Reichsmarineamt.)

Von Nah und Fern.

Auswechslung schwerverwundeter Gefangener. Die Auswechslung der schwerverwundeten Gefangenen zwischen Rußland und Deutschland hat bereits begonnen. Im Anfang soll nur ein Wagen wöchentlich in jeder Richtung fahren.

Den Amtskollegen ermordet. Im Dienstzimmer des Landratsamtes in Ratibor tötete der Kreisausschußsekretär Ullrich seinen Stellvertreter, den Kreisausschußassistenten Poremba, durch zwei Revolverschüsse. Der Grund zur Tat ist noch nicht aufgeklärt.

Ein Ziegeleiarbeiter zum Leutnant befördert. Wie die „Magd. Ztg." aus Detmold berichtet, ist der Ziegeleiarbeiter August Bergmann im Osten zum Leutnant befördert worden.

Zwei Millionen Brandschaden. Der Schaden, den der Brand auf der Burg Kreuzenstein anrichtete, wird auf zwei Millionen Kronen geschätzt. Die Kunstschätze waren nicht gegen Brandschaden versichert, ebenso ist die Burg selbst und das Mobiliar unversichert. Derartige uralte Schlösser und Kunstsammlungen pflegen fast niemals versichert zu werden, weil die Prämienzahlungen in Anbetracht des enormen Wertes der Objekte außerordentlich hoch wären.

Sieben Personen ertrunken. Bei einer Besichtigung der berühmten österreichischen Salzbergwerke in Wieliczka drängten zu viele Teilnehmer auf eine Fähre, die zum Überfahren des Salzteiches benutzt wurde. Infolge Überfüllung kippte die Fähre um und etwa sechzig Personen fielen in den ungeähr vier Meter tiefen Salzteich. Die Mehrzahl konnte sich retten; sieben Personen jedoch ertranken.

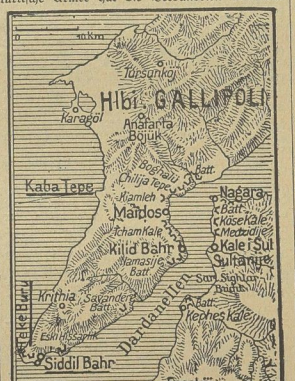
Todessturz italienischer Militärflieger. Auf dem Fluge von Venedig nach Chioggia fanden zwei Militärflieger im Sumpfe bei der Insel Palestrina den Tod. Es handelt sich um den 36jährigen Steuermann Vasenti und den 21jährigen Heizer Perini.

Ein norwegischer Spion in Schweden verhaftet. Der norwegische Ingenieur Munthe af Morgenstierne, angestellt als Zeichner bei der Mechanischen Werkstatt Kockums in Malmö, wurde wegen Spionage verhaftet. Er hatte sich mehrere Zeichnungen von Unterseebooten und Torpedobooten angeeignet und teilweise nach Norwegen gesandt. Der Verhaftete ist der Sohn des Kommandanten der Festung Bergenhus, Generals Morgenstierne.

Sturmopfer an der amerikanischen Küste. Heftige Stürme haben an mehreren Orten der amerikanischen Küste zahlreiche Opfer an Menschen und Schiffsmaterial zur Folge gehabt. Der Dampfer „Prins Maurits" ist mit 50 Passagieren und Besatzung auf dem Wege von New York nach Westindien bei Kap Hatteras mit Mann und Maus gesunken. An der Küste von Virginien büßten von der 18 Mann starken Mannschaft des Schleppers „Edward Luckenbod" 16 ihr Leben ein.

Die neue Dardanellenschlacht.

Die Engländer und Franzosen haben nun zum zweitenmal den Versuch gemacht, durch einen gleichzeitigen Angriff zu Wasser und zu Lande sich der Dardanellen zu bemächtigen. Die tapfere türkische Armee hat die Verbündeten abermals



mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Es zeigt sich immer mehr, daß trotz der verbrecherischen Anschläge der englischen Marinemission die Engen schnell und vortrefflich gesichert worden sind, und daß die türkische Armee seit dem Kriege mit dem Balkanbunde wieder die achtunggebietende Macht geworden ist, deren Ruf einst die Welt erfüllte.

Gerichtshalle.

Berlin. Eine grundsätzlich wichtige Entscheidung in der vielumstrittenen Aufrechnungsfrage fällte die 2. Kammer des Kaufmannsgerichts. Eine Lageristin hatte vor Ablauf des Vertrags ihre Stellung eigenmächtig verlassen, weil sie einen besserbezahlten Posten gefunden hatte. Sie verlangte nun von der beklagten Firma einen Gehaltsrest von 14 Mark, diese weigerte sich aber zu zahlen, da sie selbst 15 Mark für Inseratengebühren zur schleunigen Erlangung einer Ersatzkraft ausgegeben hatte. — Die Klägerin meinte, daß selbst bei Vorliegen einer Ersatzpflicht der Aufwendungen für die Inserate eine Aufrechnung doch nicht zulässig sei; das verdiente Gehalt müsse ihr auf alle Fälle gezahlt werden. Das Kaufmannsgericht wies jedoch die Klage ab. In Übereinstimmung mit der jüngsten Rechtsprechung des Reichsgerichts hält es in besonderen Fällen die Aufrechnung für zulässig. Da die Klägerin vertragsbrüchig wurde, war die Beklagte berechtigt, sich durch Inserat auf Kosten der Klägerin eine Ersatzkraft zu beschaffen.

Leipzig. Das Reichsgericht hat die Revision des englischen Kriegsgefangenen William Lonsdale, der vom Oberkriegsgericht des Gardekorps zum Tode verurteilt war, verworfen. Lonsdale war im Döberitzer Kriegsgefangenenlager untergebracht. Am Morgen des 9. November v. J. um 8 Uhr folgte ein Teil der Engländer in verschiedenen Zelten nicht dem Signal zum Aufruch an die Tagesarbeit. Auf Befehl des Offizierdienststuers wurden nun sämtliche Zelte von den Engländern geräumt. Der Feldwebel führte den Befehl aus und schickte in jedes Zelt etwa 8 bis 10 Mann, die die Kriegsgefangenen zum schleunigen Verlassen der Zelte aufforderten. In einem Zelt kam es zu besonderen Widerseßlichkeiten. Die Landsturmleute wurden von den Engländern mit höhnischen Rufen empfangen; die Gefangenen weigerten sich, hinauszugehen. Besonders Lonsdale benahm sich sehr widerspenstig. Er stieß dem vor ihm stehenden Landsturmmann mit geballter Faust vor die Brust, ein zweiter Stoß gegen das Kinn ging fehl. Lonsdale flüchtete dann, wobei der hinzueilende Feldwebel ihm mehrere Degenhiebe versetzte. Gleichwohl gelang es Lonsdale, sich zunächst unter den andern Kriegsgefangenen zu verbergen. Er konnte erst am nächsten Tage ermittelt werden; wurde verhaftet und vom Kriegsgericht des Gardekorps zu erster Instanz zu dem gesetzlich niedrigsten Strafmaß von zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Auf die hiergegen eingelegte Berufung des Gerichtsherrn verurteilte das Oberkriegsgericht des Gardekorps am 29. Dezember v. Js. Lonsdale wegen tätlichen Angriffs gegen einen Vorgesetzten vor versammelter Mannschaft im Dienste und im Felde zum Tode.

Zerrbilder.

Was sich die französischen und englischen Zeitungen leisten.

In der Verleumdung deutscher Verhältnisse während des Krieges versuchen schon seit langem die Zeitungen der feindlichen Länder sich gegenseitig zu überbieten. Für uns bedeutet dies Bemühen immer wieder eine Quelle ungetrübter Freude und weckt Bewunderung ob der blühenden Phantasie der fremden Zeitungsschreiber. Nachstehend folgen einige Proben von Schilderungen des „Berliner Lebens", die wir in Rotterdam angekommenen englischen und französischen Zeitungen entnehmen:

Der Pariser ‚Matin' schreibt: Bekanntlich werden seit geraumer Zeit bereits die Restaurants und Cafés in Berlin auf Anordnung des Bürgermeisters Wermuth um 10 Uhr abends geschlossen. 10 Uhr abends Berliner Zeit ist aber 8 Uhr abends Pariser Zeit, denn es herrscht stets eine Stunde Zeit-Differenz zwischen Paris und Berlin, die jetzt um eine weitere Stunde vermehrt worden ist, da alle Uhren im Deutschen Reiche eine Stunde vorgestellt werden mußten. Als eingefleischte Bummler vertragen aber die Berliner nur schlecht die ihnen aufgezwungene Nachtruhe. Viele unter ihnen sind stolz darauf, heimlich den strengen Erlaß umgehen zu können. Aus diesem Grunde haben jetzt die Apotheken seit einiger Zeit auffallend viele nächtliche Kunden, die, ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, große Schalen von irgend einem Heilmittel auslöffeln. Die Flüssigkeit, die sie so löffelweise gierig zu sich nehmen, ist aber nichts anderes als das geliebte Bier.

In der Londoner ‚Morning Post' ist zu lesen: Weder in der Provinz noch besonders in Berlin herrscht der geringste Enthusiasmus. Keinem Menschen ist es eingefallen, wegen Veröffentlichung irgend eines deutschen Sieges zu flaggen. Da legte sich die Polizei ins Mittel und befahl das Heraushängen von Flaggen bei allen möglichen Anlässen. Seit dieser Zeit sind die Gebäude stets mit Fahnen überstät.

Folgende Schauermär meldet der Pariser ‚Temps': Die Hungersnot in den verbündeten Reichen ist schrecklich. In Wien und Berlin hat die Polizei aus allen öffentlichen Gebäuden, Restaurants usw. die automatischen Personenwagen entfernen lassen, damit das Publikum sich nicht von der erschreckenden Abnahme seines Körpergewichts überzeugen könne.

Und ‚Daily Mail' in London weiß zu melden: Nach dem gänzlichen Verschwinden

Das seltsame Licht.

2] Erzählung von E. Frhr. v. Skarfegg.

(Fortsetzung.)

Es schien fast, als habe Freiin von Herner die Anwesenheit des Grafen ganz und gar vergessen, so überrascht blickte sie auf. Als dieser aber ihre Hand an sein Herz preßte, zuckte sie unwillkürlich zusammen und erwiderte errötend:

„Mißstimmung? Nicht doch, lieber Graf, nur ein vorübergehendes Unwohlsein."

„Ein Unwohlsein also," stimmte der Graf, seinen Unmut bemeisternd, zu, „der verabredete Spaziergang in der kühlen Nachtluft wird hoffentlich wohltuend auf Sie wirken."

„Vielleicht, doch weiß ich in der Tat nicht, ob es mir möglich sein wird, mein Versprechen zu halten," klang die Antwort wieder in einem zerstreuten und trüben Tone, der dem Grafen auf dem Heimwege schon aufgefallen war.

„Jedenfalls werde ich deshalb anfragen," schloß er verbindlich, zog die Hand der Dame an seine Lippen und verließ rücksichtsvoll und mit harmloseser Miene das Gemach. Sobald er sich jedoch unbeobachtet wußte, zeigten seine Züge eine leidenschaftliche Erregtheit, und aus den zusammengepreßten Lippen zischten zornig die Worte:

„Wahrlich, die Launen dieses Weibes sind ebenso unberechenbar als unerträglich!"

Als sich Freiin von Herner allein sah, warf sie die Handschuhe unmutig beiseite, legte den Lockenkopf auf die Lehne des Sessels, in dem sie saß, und verharrte geraume Zeit in dieser Stellung, während wechselvolle Bilder an ihrem geistigen Auge vorüberzogen. Rasch flogen die kleinen Lichtbilder seliger Kindheit und der fröhlichen Mädchenjahre im Vaterhause vorbei, um den trüben Erinnerungen an die Trauertage unter der Aufsicht einer schlimmen Tante zu weichen, denen noch trübere an die zur Seite eines alten, mürrischen Mannes verbrachten Tage folgten. Und dennoch, dennoch mußte sie sich gestehen, daß sie sich nie unglücklicher gefühlt als jetzt im Genusse aller von den Menschen so sehr ersehnten Freuden des Lebens, als Braut eines schönen Mannes, dessen makellosem Charakter man allgemein Achtung zollte, dessen stolzes, selbstbewußtes Auftreten sie bewunderte, um dessen Huldigung sie so sehr beneidet wurde. „Torheit!" sagte sie sich nach langem, vergeblichem Sinnen über den Ursprung dieser ihr selbst unbegreiflichen Stimmung und erhob sich eben, um dem Kammermädchen zu läuten, als dieses mit der Meldung eintrat, daß ein „schlecht gekleideter Mann", der seinen Namen nicht nennen wolle, jedoch ein alter Bekannter der gnädigen Frau zu sein vorgebe, dieselbe zu sprechen wünsche.

Es war nicht das erstemal, daß sich alte Bekannte anmelden ließen, um von der reichen Dame eine Unterstützung zu erbitten, und da Freiin von Herner sich auch in den Tagen des Überflusses ein warmes Herz für das Unglück bewahrt hatte, trat sie rasch in den anstoßenden Salon; doch blieb sie vor Überraschung wie angewurzelt stehen, als sie in dem Manne, der dort, mit dem Rücken gegen sie gekehrt und auf seinen grauen Riesenschirm gestützt, sich ganz ungeniert in dem Anblick eines alten Gemäldes, das einst die Wand ihres Vaterhauses schmückte, vertieft hatte, Doktor von Bergheim erkannte.

„Sie hier, Herr Doktor?" rief sie, und aus ihrer Stimme klang unverhohlenes Staunen.

„Wie Sie sehen, gnädige Frau!" brummte der Doktor und fügte ein wenig ironisch hinzu: „Sie erwarten mich wohl nicht?"

„Offen gestanden, nach Ihrer Weigerung mich zu behandeln, hoffte ich nicht mehr auf die Ehre Ihres Besuches," erwiderte Frau von Herner etwas spitz, doch schon im nächsten Augenblick bot sie dem Doktor herzlich die Hand mit dem Nachsatze: „Dennoch erfreut mich dieser Besuch als ein Beweis, daß Sie Ihre Unhöflichkeit bereuten."

Es war schwer, dem Zauber dieses warmen Tones von so reizenden Lippen zu widerstehen, allein Doktor Bergheim war aus hartem Holze geschnitzt und antwortete ziemlich kühl:

„Bedaure sehr, das Bereuen war nie meine Sache und ist es auch heute nicht; ich komme keineswegs als bußfertiger Sünder, sondern lediglich um eine Pflicht zu erfüllen."

„Das ist stark."

„Nein, das ist aufrichtig," beharrte der Doktor.

„In der Tat, mehr als aufrichtig. Ich sehe, Sie veränderten sich wirklich nicht, Doktor!"

„Glücklicherweise nicht," erwiderte der Doktor. „Leider kann ich von Ihnen nicht das gleiche sagen. Sie, Gnädige, veränderten sich sehr."

„Wirklich?" fragte Freiin von Herner mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Blick auf den ihr gegenüberhängenden Spiegel, die deutlich sagten: „Aber nicht zu meinem Nachteil."

„Ja," fuhr indes der Doktor trocken fort, „die kleine Professorstochter, die so gern über den Büchern saß und über Dinge schwatzte, die sie nicht verstand, wurde zur großen Weltdame, die den Sport pflegt und die das Leben als ein schäumendes Glas Champagner zu betrachten scheint, das rasch genossen werden muß."

„Doktor!"

Es war nur ein Wort, doch die begleitenden Blitze aus den großen, schwarzen Augen kündeten dem Sprecher, daß sich die „große Dame" jedenfalls ebenso wenig hofmeistern lasse als die kleine Professorstochter; und um dem Jugendfreunde jeden Zweifel darüber zu nehmen, sagte sie nach kurzer Pause:

„Sie haben übrigens in einer Beziehung ganz recht, Herr Doktor, in der Veränderung nämlich, daß die Professorstochter Ihren Beifall nicht fand, die Weltdame aber ihn nicht sucht."

Doktor Bergheim verneigte sich mit einer Miene, die sagte: „Ganz gut, nun stehen wir wieder auf dem richtigen Standpunkte."

Das kleine Wortgeplänkel hatte sich so rasch entsponnen, daß Freiin von Herner erst jetzt Zeit fand, dem Doktor einen Platz anzuweisen, worauf sie in gleichgültigem Tone an dessen frühere Äußerung anknüpfte:

„Sie sagen, daß eine Pflicht Sie hierher führte?"

„Allerdings," entgegnete der Doktor, und gewohntermaßen geradeswegs auf sein Ziel lossteuernd, fuhr er fort, „wie ich hörte, stehen Sie im Begriffe, eine Verbindung mit dem Grafen Feldern einzugehen. Ist dem so?"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0002

der Automobile aus dem Straßenbilde Berlins tauchten die Pferdedroschken wieder auf. Jedoch auch diese werden jetzt von Tag zu Tag seltener, alle Pferde nämlich, die ganz Kriegsdienst untauglich sind, müssen dem Roßschlächter überwiesen werden.

In andauernden Berichten über Revolten, Streiks und Unruhen in Berlin tun sich besonders die französischen Telegraphenagenturen hervor. Mit anerkennenswerter Regelmäßigkeit läßt Havas alle 48 Stunden eine vielköpfige Berliner Familie aus Hunger in den Verzweiflungstod gehen. Die betreffende Familie vergiftet oder erhängt sich, bei weitem am beliebtesten ist jedoch der Selbstmord durch einen Sprung in die Spree.

Unbequeme Gäste.

Wie die Engländer die belgischen Flüchtlinge behandeln.

Den Engländern sind die zahlreichen belgischen Flüchtlinge, die sich zu ihren Verbündeten geflüchtet haben, seit langem ein Dorn im Auge. Die Zeitungen fließen zwar über vor Liebe und Verehrung für das „tapfere edle Belgien", und den Geburtstag König Alberts haben sie in Tönen gefeiert, wie sonst kaum den ihres eigenen Herrschers. Da aber die armen Flüchtlinge von Phrasen nicht satt werden können, so geht es ihnen sehr schlecht, und der Unwille über diese „Eindringlinge" wird in zahlreichen Einzelfällen sehr deutlich laut. So hat man kürzlich eine ganze Anzahl belgischer Flüchtlinge vor dem Londoner Polizeigericht bestraft, weil sie sich betrunken hatten, und wenig schmeichelhafte Bemerkungen über die Belgier, die als Gäste den Engländern in der Enthaltsamkeit vorangehen sollten, statt ein schlechtes Beispiel zu bieten, wurden daran geknüpft. Am meisten aber fürchten die Engländer, daß die Belgier, wenn sie in England Arbeit fänden, sich hier dauernd festsetzen und dadurch die englischen Untertanen in ihrem Erwerb schädigen könnten. Bezeichnend dafür ist ein Beschluß des englischen Möbelarbeiter-Verbandes.

Die englische Gewerkschaft betont, daß kein belgischer Arbeiter eingestellt werden darf, solange noch ein Engländer arbeitslos ist. Erhält ein belgischer Arbeiter Beschäftigung, dann muß er sofort wieder entlassen werden, wenn sich ein Engländer für seine Stellung meldet. Schrecklich erscheint den englischen Arbeitern die Gefahr, die Belgier könnten nach Friedensschluß in England bleiben. „Ich stehe hinter niemandem in meiner Unterstützung der internationalen Idee und der weltumspannenden Solidarität der Arbeiter zurück", erklärt der Berichterstatter im Monatsbericht des Verbandes, „aber ich zaudere nicht, ungeachtet der deutschen Zeppelingefahr, mich irgendwelchen Bemühungen entgegenzustemmen, die den Anschein haben, die Arbeitsverhältnisse, die sich unsre Mitglieder erkämpft und für die sie unter den größten Opfern einen hohen Preis gezahlt haben, zu untergraben." Die „Unterstützung internationaler Ideen" liegt also den Engländern näher als die Unterstützung der Belgier, denn diese waren ja von England gedungen, um sich im Kampf für sie zu opfern. Das haben sie getan; sie können nun nicht mehr viel helfen, und so möchte man sich ihrer, je eher desto lieber, entledigen.

Vermischtes.

„Wir wollen siegen, Punkt!" Dem Feldbrief eines deutschen Fliegeroffiziers im Osten entnimmt die „Rhein. Westf. Ztg." folgende kernigen Worte: „Alles schreibt, daß sie nichts hören, und dabei ist man den ganzen Tag beschäftigt. Wir haben gute Hoffnung; Hindenburg wird seine Sache schon machen. Hier gibt es nur einen Willen, einen Gedanken und die Stimmung ist einfach großartig. Wir wollen siegen, Punkt! Wir wollen keinen faulen Frieden. Kommt ihr mit euren Brotkarten nicht aus, so hungert mal einen Tag; habt es aber nicht nötig, sorgt für gute Stimmung und verderben könnt ihr sie uns nicht, dafür wissen wir, wie es steht und wofür wir unsere Kraft einsetzen. So, nun habt ihr's! Tritt den Miesmachern entgegen und sagt, sie sollen herkommen und sehen, oder raus mit den Kerlen. Die Franzosen gehen zur Offensive über. Gut, sie wollen sich die Köpfe einrennen, sie kommen nicht durch, und die Russen gehen zurück. Es steht gut und verlassen wir uns auf unsere Führer und Offiziere und bauen auf Gott, denn nur den fürchten wir. Hier hast du die Antwort der Truppe. — und so denkt jeder!"

Fußball für Liebende. Als ein unerwartetes, aber höchst wirksames Heilmittel für Verliebte hat ein englischer Offizier den Fußball entdeckt. Der Krieg mußte kommen, damit dieser merkwürdige Zusammenhang zwischen Fußball und Liebe erkannt wurde. Der englische Leutnant Crosby schreibt darüber in einem Brief von der Front: „Seit einiger Zeit war meine Kompagnie in Reserve gestellt, um sich etwas zu erholen, und ich hatte die Aufgabe, die Briefe zu überwachen, die die Soldaten nach Hause schrieben. Als die braven Burschen nichts anderes zu tun hatten, exposten sie ihre Gefühle in lange Briefe, sodaß die Zensur für mich eine äußerst lästige Tätigkeit wurde. Ganze Abende mußte ich damit verbringen, mehr als 150 Liebesbriefe zu lesen! Jetzt aber habe ich Abhilfe gefunden. Ich habe meine Soldaten ein Fußballfeld einrichten lassen, und nachdem sie den ganzen Tag Fußball gespielt haben, sind sie am Abend so müde, daß sie nur noch an Schlaf denken und alle Briefe an die Liebste vergessen. Seit der Einführung des Fußballs brauche ich nie mehr als fünf Liebesbriefe am Tage zu lesen . . ."

Vom Goslarer Kaiserhaus.

Hannover, im April.

In diesen ernsten Kriegstagen beging das altbekannte und berühmte Kaiserhaus in der schönen Harzstadt Goslar ein eigenartiges Jubiläum. Am 20. April waren es fünzig Jahre, seit die ersten Bemühungen einsetzten, eins der bedeutsamsten Baudenkmale aus unserer Kaiserzeit, das Kaiserhaus zu Goslar, das einst Kaiser Heinrich III. vor nunmehr fast 900 Jahren am Fuße des Rammelsberges errichtet hat, wiederherzustellen und zu erhalten. Als die deutschen Kaiser, schon zu Heinrich IV. Zeit, ihre Hofhaltung von Goslar weg verlegten, war es für die Stadt und damit auch für das Goslarer Kaiserhaus bald mit dem alten Glanz vorbei. Das herrliche, in seinen ältesten Teilen romanische Bauwerk wurde dann jahrhundertelang vollständig vernachlässigt. Es war geradezu dem Verfall preisgegeben. Zuletzt wurde es gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Bergamt in Clausthal im Harz als Kornspeicher und die dazu gehörige St. Ulrichskapelle als Wohnung eines Feldhüters und als Gefängnis benutzt.

Da lenkte ein großer Mauereinsturz zu Beginn der 60er Jahre nach langer Zeit wieder das allgemeine Interesse auf den altehrwürdigen Bau, und seitdem machten sich Bestrebungen zu seiner Erhaltung und Wiederherstellung geltend. Im Jahre 1860 bereits erwarb die hannoversche Regierung die eigentümlich gestaltete Doppelkapelle St. Ulrici, in der das Herz Kaiser Heinrichs III. ruht, um sie vor dem Verfall zu bewahren. Sie wurde notdürftig ausgebessert, und dabei gelangte man zu der Einsicht, daß alle die wertvollen Baudenkmäler dem rettungslosen Verfall preisgegeben wären, wenn hier nicht entscheidende Schritte zu ihrer Erhaltung geschähen. Daher wurde im Jahre 1865 der damalige Landdrost Warmuth aus Hildesheim mit der Wahrung der öffentlichen Interessen an diesen Bauwerken betraut, und bald darauf auch der Oberlandbaumeister Mittelbach zu seiner Beschäftigung nach Goslar entsandt. Wie wohl vorauszusehen war, fand die alsbald gebildete Kommission eine Wiederherstellung des Kaiserhauses für möglich und notwendig, doch beschränkte sich solche auf den eigentlichen Saalbau. Man war sich einig, daß das Kaiserhaus eine wahre Perle von dem sei, was Goslar an weltlichen romanischen Bauten noch besäße und der Erhaltung würdig sei, worauf das hannoversche Ministerium des Innern die Bearbeitung des vollständigen Planes verfügte.

Aber die Stadt Goslar fand sich nicht bereit, die Kosten des Ausbaues zu übernehmen. Sie bewilligte indessen rund 1000 Taler für die Wiederherstellung der eingestürzten Mauer. So blieb der Kommission nur der Antrag an die Regierung, das Kaiserhaus anzukaufen und die Kosten in Höhe von 16 000 Talern zu bewilligen. Kreishauptmann Hoppenstedt - Wöltingerode verhandelte mit der Stadt Goslar wegen der Abtretung und schloß am 20. April 1865 den Kaufvertrag ab. Das Kaiserhaus ging für eine Entschädigung von 1000 Talern an den Staat über (also für die aufgewandten Kosten für die Wiederherstellung der zuvor eingestürzten Mauer). Das Bergamt Clausthal mußte das Haus bis Ende Juli 1867 räumen und Oberlandbaumeister Mittelbach erhielt Auftrag, die nötigen Anordnungen zur Durchführung des Werkes zu treffen. Zur Ausarbeitung der Pläne wurde dann 1866 Oberlandbaukondukteur Hotzen angestellt, doch die inzwischen eingetretenen politischen Ereignisse des Jahres 1866 hinderten vorläufig die weitere Ausführung, bis im Jahre darauf die Pläne vom Kultusministerium in Berlin genehmigt wurden, auf Grund deren am 30. August 1868 mit den Wiederherstellungsarbeiten am Kaiserhause begonnen wurde.

Die zuerst bewilligten Mittel waren bald erschöpft, und erst nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges konnte eine weitere bedeutende Summe zur Fortführung und Vollendung des Baues und für seine innere Ausschmückung, die vorwiegend durch die Hand des Düsseldorfer Malers Professor Wislicenus geschah, bewilligt werden, die das Ganze als ein stolzes Denkmal der glanzvollsten Vergangenheit Deutschlands erstehen ließ.

Das preußische Heer.

Wie unsere Uniformen vor 100 Jahren aussahen.

Die Abzeichen für die einzelnen Dienstgrade im preußischen Heere waren vor einem Jahrhundert ganz anders, als sie heute sind. Am meisten wichen die Abzeichen der Offiziere von den heutigen ab. Nachdem die Offiziere untereinander früher fast ohne Abzeichen gewesen waren, erhielten sie am 23. Oktober 1808 bestimmte Unterscheidungszeichen, nämlich Achselklappen, die denen der Mannschaften entsprachen, auf denen aber der Rang durch silberne Tressen kenntlich gemacht war. Die Sekonde- und Premier-Leutnants hatten eine solche Tresse, von oben quer über die Mitte der Achselklappen weg nach der Schulter zu (die Achselklappen hatten damals noch keine Nummern oder Namenzüge), die Hauptleute und Rittmeister hatten zwei Tressen, und zwar auf jedem der beiden äußeren Ränder der Achselklappen. Die Charge der Stabskapitäne und Stabsrittmeister wurde am 7. Juni 1815 aufgehoben. Die Stabsoffiziere (Major, Oberstleutnant und Oberst) hatten Tressenein fassung auf allen vier Seiten der Achselklappen. Von einander unterschieden sich also weder die Leutnants noch die Stabsoffiziere. Die heutigen Rangabzeichen d. h. die Rangsterne, auf den Schulterstücken der Offiziere, sind erst seit dem Jahre 1830 vorhanden.

Auch bei der gesamten Generalität waren in früheren Zeiten die einzelnen Dienstgrade nicht unterschieden, auch diese Unterscheidungen wurden erst im Jahre 1830 eingeführt. Die Grade des Generalobersten und Generalfeldzeugmeisters bestehen erst seit 1854.

Auch in den niederen Rangklassen gab es früher weniger Unterscheidungen. Die Charge der Gefreiten, die schon seit 1587 besteht, war ursprünglich äußerlich von der der Gemeinen nicht unterschieden. Als am 21. April 1853 der erst am 26. Januar 1846 geschaffene Dienstgrad eines Obergefreiten wieder abgeschafft wurde, erhielten die Gefreiten die heutigen Kragenknöpfe der bisherigen Obergefreiten, eines Dienstgrades, der zurzeit nur noch bei der Fußartillerie besteht. Die Unteroffiziere, Sergeanten und Feldwebel (Wachtmeister) hatten auch vor 100 Jahren schon Gold- oder Silbertressen, je nach der Farbe der Knöpfe am Waffenrock. Die früheren Vizeunteroffiziere trugen die Uniform der Gemeinen, jedoch vom 10. November 1810 ab die Unteroffizierabzeichen. Am 21. April 1853 wurde dieser Dienstgrad abgeschafft. Der Dekorationsknopf der Sergeanten ist erst am 6. Januar 1846 eingeführt worden. Die Feldwebel und Wachtmeister trugen die Abzeichen der Sergeanten, jedoch seit dem 18. Juni 1822 das Seitengewehr nebst dem Portepee (dieses schon 1809) der Offiziere und seit dem 9. März 1844 die Offizierskokarde. Auch den Kragenknopf haben diese Rangstufen erst seit dem 6. Januar 1846. Die Charge eines Vizefeldwebels und Vizewachtmeisters besteht erst seit dem 6. Januar 1846. Bis dahin trugen diese dieselben Rangabzeichen wie die wirklichen Feldwebel und Wachtmeister. Die Fähnriche hatten auch schon dieselben Abzeichen wie heute.

Der Helm wurde durch Kabinettsorder vom 23. Oktober 1842 an Stelle des Czakos in der Armee zur Einführung gebracht. Das erste Modell war allerdings wenig schön, mindestens noch einmal so hoch wie unser heutiger Helm und hatte vorn einen eckigen Schirm. An dem Adler fehlte noch das Band mit der Inschrift, das erst im Mai 1860 hinzukam. Die Kokarde war ursprünglich aus Leder, im Jahre 1866 wurde die Kokarde der Mannschaften aus Wolle gemacht, da das Leder schlecht den Lack hielt. Die Offiziere trugen eine Kokarde aus Seide mit silbernem Rand, während der Rand bei den Mannschaften weiß gestrichen war. Eine Kabinettsorder vom 3. Juli 1849 bestimmte, daß der blinkende Helmbesatz im Kriegsfalle mit Lack geschwärzt werden müsse. Die Schuppenkette des Kriegshelms, die anfangs gewölbt war, erhielt ihre heutige platte Form erst im Jahre 1866. Die Höhe des Helmes, die hinderlich war, wurde in den Jahren 1857 bis 1860 abgeändert. Eine weitere Annäherung an unsere heutige Form brachte eine Kabinettsorder vom 14. März 1867, durch die bestimmt wurde, daß das Kleeblatt, welches bisher sich unter der Helmspitze befand, durch eine runde Scheibe ersetzt wurde, sowie, daß der Augenschirm an Stelle der eckigen die runde Form erhielt. Die hintere Helmschiene, die gleichzeitig abgeschafft wurde, wurde jedoch im Jahre 1871 wieder eingeführt. Im März 1887 wurde an Stelle der Schuppenkette ein Riemen mit Dornschnalle eingeführt, am 8. Januar 1891 aber die heutige gebräuchliche Befestigungsweise befohlen.

In hygienischer Beziehung von großer Bedeutung ist die Kabinettsorder vom 25. Mai 1895, der zufolge der Metallschmuck am Helm nicht mehr aus Messing, sondern aus Aluminiumbronze bestehen sollte. Dadurch wurde die Kopfbedeckung wesentlich erleichtert, auch wurden die Ventilationslöcher in der Helmspitze vermehrt. Am 22. März 1897, also am 100. Geburtstage Kaiser Wilhelms I., trat die Reichskokarde an den Helm, wo sie auf der rechten Seite angebracht werden muß, während die Landeskokarde an der linken sich befindet. Die Manöverkappe erhielt eine Änderung im Jahre 1892, wo anstatt der weißen eine größere schilsgrüne eingeführt wurde. In diesen einzelnen Etappen entstand der moderne Kriegshelm, und die Abänderungen waren stets unter dem Gesichtspunkt erfolgt, eine Erleichterung für die Mannschaften zu schaffen und für größere Bequemlichkeiten zu sorgen.

Goldene Worte.

Kraft erwart' ich vom Manne, des Gesetzes
Würde behaupt' er;
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche
das Weib.
Schiller.

Des deutschen Volkes Jugendblüte,
Sein Stolz und Hort, sein Blut und Saft,
O welch ein Schatz von Treu und Güte,
Von Wahrheitsdrang und Heldenkraft!
Ernst Curtius.

Regel und Ordnung waltet im All, und wenn
sie im Busen
Dir nicht waltet, so wirkt nichts die verborgene
Kraft.
Bouterweck.

Nie wird der Feind zum Freunde, selbst
im Tode nicht.
Sophokles.

Wer über andre Schlechtes hört,
Soll es nicht weiter noch verkünden.
Gar leicht wird Menschenglück zerstört;
Doch schwer ist Menschenglück zu gründen.
Bodenstedt.

DRUCK: H. ARENDT'S VERLAG, BERLIN.

Die Frage war so einfach und natürlich, dennoch vermied Freiin von Herner des Doktors forschenden Blick, als sie mit der Gegenfrage antwortete:

„Und wenn es so wäre?"

„Dann ist es eben meine Pflicht, Sie zu warnen," versetzte der Doktor ernst.

Freiin von Herner blickte überrascht auf.

„Und Ihre Gründe?" fragte sie. „Denn ich setze voraus, daß ein Mann Ihres Charakters nicht ohne solche eine Warnung aussprich, die zugleich eine Verdächtigung enthält."

„Bitte sehr, Gnädige, ich verdächtige nicht," versetzte der durch das Wort Gereizte. „Meine Warnung stützt sich auf Tatsachen, die leider mit einem Geheimnisse verschlossen sind, das nicht mir gehört, daher ich mich eben auf Ihre Kenntnis meines Charakters berufen muß; einer Fremden gegenüber hätte ich jedenfalls geschwiegen."

„Einer Fremden," wiederholte Freiin von Herner, „behandelten Sie mich nicht gestern als solche?"

Einem kaltblütigeren Beobachter wäre jedenfalls aufgefallen, daß die junge Witwe über die Verdächtigung des Grafen lange nicht so empört war, als man von einer Braut erwarten durfte; der Doktor war offenbar heute nicht so scharfblickend als sonst und erwiderte:

„Die vornehme, von Kavalieren umworbene Dame muß dem schlichten Arzt fremd bleiben, auch bezog sich mein Pflichtgefühl nicht auf diese, sondern auf die Tochter meines Wohltäters."

„Ihres Wohltäters?" wiederholte die Dame erstaunt. „Ich wüßte nicht, daß mein Vater —"

„Daß selbst Sie nichts davon wissen," fiel Doktor v. Bergheim ein, „ist nur ein Beweis mehr für den Edelmut des seltenen Mannes. — Ich war ein armer Student und lebte durch Stundengeben. Ich hungerte und fror und wäre wahrscheinlich verkommen ohne das Wohlwollen Ihres Vaters, der mir wissenschaftliche Arbeiten übertrug und meine Leistungen so reichlich lohnte, daß ich noch vollauf Muße für meine Berufsstudien gewann. Was ich weiß und bin, so wenig dies auch in Ihren Augen gelten mag, verdanke ich nur Ihrem Vater, und darum war es meine Pflicht, dessen Tochter womöglich vor einem Schritte zu warnen, der —"

„Ich danke Ihnen," fiel die schöne Frau jetzt ein, indem sie mühsam die durch des Doktors Erzählung hervorgerufene Bewegung dem schroffen Manne verbarg. „Ich danke Ihnen, Sie taten redlich ihre Pflicht, doch auch ich kenne die meine und werde sie zu erfüllen wissen. So wenig ich Ursache habe, Ihre Wahrheitsliebe zu bezweifeln, so wenig steht es mir zu, der Ehrenhaftigkeit des Grafen Feldern zu mißtrauen, insolange ich die Tatsachen, welche —"

„Sie lieben den Grafen also?" unterbrach sie der Doktor.

Dieser fast zornigen Frage gegenüber fand die Dame mit einem Male ihre frühere Haltung wieder.

„Ob die Weltdame, der das Leben Ihrer Meinung nach nur ein Glas Champagner ist, liebt oder nicht, kann Ihnen, Doktor, doch gleichgültig sein," sagte Freiin von Herner.

„Nichtig," sagte Dr. von Bergheim bitter, „denn Graf Feldern ist ja ein vollendeter Kavalier, der die feinsten Manieren und den besten Pariser Schneider —"

„Genug, Doktor," fiel Frau von Herner ein, „ich kenne diese Sprache, doch was dem Jugendgenossen gestattet war, darf sich der Fremde nicht erlauben. — übrigens, Doktor, fuhr sie fort, während ein bitter-ironisches Lächeln die vollen Lippen kräuselte, „sollten Sie im Laufe der Jahre nie die Wahrnehmung gemacht haben, daß Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit nichts verlieren, wenn sie sich in gefälliger Hülle zeigen, daß die Wahrheit eine Frucht ist, deren Aroma, mit Zucker kredenzt, nur gewinnt, und daß ein Mann sehr tüchtig, sein kann, ohne unhöflich rücksichtslos, schroff, anmaßend, absprechend —"

„Danke," fiel jetzt der Doktor ein, „die Lilie scheint mir schon lang genug und ist, wenn wahr, jedenfalls eine Frucht, an der man nicht viel Zucker verspürt. Indessen ich liebe die herben Früchte, mich hat das Schicksal gerade nicht mit Süßigkeiten verwöhnt, und darum scheiden sich, wie Sie sehen, unsere Wege."

Freiin von Herner wollte antworten, vielleicht um die dem Doktor verabreichte Frucht nachträglich ein wenig zu versüßen, doch er verneigte sich rasch und verließ die prächtige Villa und ihre schöne Bewohnerin in noch grimmigerer Stimmung, als er sie betreten hatte.

„Ein Gelbschnabel ist sie nicht mehr," sagte er heimkehrend halblaut zu sich, „denn sie hackt in die Rinde wie der älteste Specht, aber das hat man davon, wenn man sich der Weiber annimmt; sie wollen betrogen sein, also betrüge man sie."

Während der Doktor diese Worte vor sich hinmurmelte, schlug er jedoch mit seinem Riesenschirm gewaltig um sich, sein Gleichmut war also geheuchelt.

* * *

Das Anwesen, auf das Egon nach der Trennung von dem Doktor zuschritt, war das Heim des letzteren und entsprach seiner inneren und äußeren Ausstattung nach ganz den bescheidenen Ansprüchen seines Besitzers, obschon auch hier die auffallende Niedlichkeit und die Sauberkeit der Ausschmückung das Walten von Frauenhänden verriet. Frau Anna, die das Hauswesen führte, galt allgemein als eine entfernte Verwandte des Doktors Bergheim und war vor etwa zehn Jahren mit einem kleinen Mädchen von der Residenz gekommen, seit welcher Zeit sie das Hauswesen führte. Frau Anna war fast zur Matrone geworden, deren durch eine unbesiegbare Schwermut früh gealterte Züge kaum eine Spur mehr der einstigen Schönheit verrieten, wogegen das kleine Klärchen sich so frisch und rosig entwickelt hatte, als gäbe es weder Schwermut noch Trauer im Leben. Doktor Bergheim hütete diesen Schatz aber auch wie ein Geiziger, und Egon war der einzige junge Mann, der sich ihm nähern durfte, vielleicht weil dessen Äußeres am wenigsten schien, ein Frauenherz zu entflammen. Sein Gesicht war nämlich durch Brandwunden so entstellt, daß sein Anblick fast abschreckend gewesen wäre, hätte nicht das große, sprechende Auge den Eindruck gemildert.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0003

Von den Kriegs-Schauplätzen.

Großes Hauptquartier, 27. April.

Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern griffen die Engländer mit sehr starken Kräften die neue Linie unserer Stellungen nördlich und südöstlich von Ypern an, die 3—4 km südlich der bisherigen von dicht nördlich der D' Houdt-Ferme am Yserkanal über St. Julien in Richtung auf Gravenstafel verläuft. Die Angriffe, die von der deutschen Artillerie südöstlich von Ypern teilweise im Rücken gefaßt wurden, brachen unter außerordentlich schweren Verlusten schon in unserem Feuer zusammen. Die durch feindliche Artillerie gänzlich zusammengeschossenen Häuser von Lizerne sind von uns in der letzten Nacht geräumt worden. Der östlich davon auf dem linken Kanalufer gelegene Brückenkopf wird gehalten. In den bisherigen Kämpfen bei Ypern haben unsere Truppen 50 Maschinengewehre erbeutet. Den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt am Etappenhauptort Poperinghe, etwa 12 km westlich von Ypern, haben wir mit sichtlichem Erfolge zu beschießen begonnen. Im Argonnenwalde wurde nordöstlich von Vienne-le-Chateau ein nächtlicher französischer Angriff abgewiesen. Auf den Maashöhen errangen wir auch gestern weitere Vorteile, trotzdem die Franzosen neue Kräfte heranzogen. Feindliche Angriffe gegen unsere Combresstellung scheiterten. Ein heftiger Angriff im Aillywalde wurde von uns unter starken Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Auch weiter östlich gewann der Feind keinen Boden. In nächtlichen Nahkämpfen arbeiteten wir uns im Priesterwalde erfolgreich vor. Gegen unsere Stellungen auf dem Hartmannsweilerkopf ging der Feind gestern mehrere Male zum Angriff vor; alle Angriffe mißglückten.

Oestlicher Kriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert.. Oberste Heeresleitung.

Berlin, 27. April. Aus Brindisi meldet die „Agenzia Stefani“: 20 Meilen von Kap Santa Maria di Leuca ist der französische Panzerkreuzer „Leon Gambetta“ gestern nacht von einem österreichischen Unterseebot torpediert worden. Ein Teil der Besatzung wurde gerettet.

Großes Hauptquartier, 28. April.

Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern versuchten die Engländer auch gestern das verlorene Gelände wiederzuerobern. Nachmittags setzten sie beiderseits der Straße Ypern—Pilkem zum Angriff an, der 200 Meter vor unserer Stellung vollkommen zusammenbrach. Das gleiche Ergebnis hatte in den Abendstunden ein zweiter englischer Vorstoß weiter östlich; auch hier hatte der Feind starke Verluste. Auf dem westlichen Kanalufer griff der Feind nicht an. In der Champagne wurde heute nacht nördlich von Le Mesnil eine umfangreiche französische Befestigungsgruppe von uns gestürmt, und gegen mehrere feindliche Gegenangriffe siegreich behauptet und ausgebaut, der Feind erlitt starke Verluste. 60 unverwundete Franzosen, 4 Maschinengewehre und 13 Minenwerfer blieben in unserer Hand. Zwischen Maas und Mosel fanden am Tage nur heftige Artilleriekämpfe statt. Ein starker französischer Nachtangriff im Priesterwalde wurde für die Franzosen verlustreich abgeschlagen. Gegen unsere Stellungen auf dem Hartmannsweilerkopf haben die Franzosen nach dem mißglückten Vorstoße am 26. April keine weiteren Angriffe versucht. Bei Altkirch schoß einer unserer Flieger ein französisches Flugzeug ab.

Oestlicher Kriegsschauplatz: Durch Angriff setzten wir uns nordöstlich und östlich Suwalki in den Besitz russischer Stellungen auf einer Frontbreite von 20 km. Nördlich von Praszuysz wurden gestern 2 Offiziere und 470 Russen gefangen genommen und 3 Maschinengewehre erbeutet.

Oberste Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 29. April.

Westlicher Kriegsschauplatz: Unsere auf dem westlichen Kanalufer befindlichen Stellungen nördlich bei Ypern am l'Yperlee-Bach Steenstraate und Hed Sas werden seit gestern nachmittags ununterbrochen aber vergeblich angegriffen. Oestlich des Kanals scheiterte ein gegen unseren rechten Flügel von Franzosen, Algeriern und Engländern gestern abend unternommener Angriff unter sehr starken Verlusten für den Feind. Die Zahl der von uns in den Kämpfen nördlich von Ypern erbeuteten feindlichen Geschütze hat sich auf 63 erhöht. Feindliche Minensprengungen an der Eisenbahn La-Bassee—Bethune und in der Champagne nördlich von Le Mesnil waren erfolglos. Bei Le Mesnil wurden nächtliche französische Angriffe gegen die von uns gestern nacht eroberten Stellungen unter sehr starken Verlusten für den Feind abgewiesen. Die hier gemachten französischen Gefangenen befanden sich in jammervoller Verfassung; sie zitterten vor Angst, da ihnen von ihren Offizieren vorgeredet worden war, sie würden, in deutsche Gefangenschaft geraten, sofort erschossen. Auf den Maashöhen südöstlich von Verdun schoben wir unsere Stellungen um einige 100 Meter vor und befestigten sie. In den Vogesen ist die Lage unverändert.

Oestlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Kalwarja setzten wir uns in Besitz des Dorfes Kowale und der Höhe südlich davon. Bei Dachowo südlich von Sochaczew eroberten wir einen russischen Stützpunkt.

Oberste Heeresleitung.

Vermischtes.

Das Eiserne Kreuz verliehen wurde dem auf dem westlichen Kriegsschauplatz kämpfenden Unteroffizier im Res.-Ers.-Regt. Nr. 2 Kurt von Hartwig in Großwangen.

Musterung der ungedienten Landsturmjahrgänge 1875 — 1869. Die Musterung des bisher noch nicht ausgemusterten ungedienten Landsturms der Jahrgänge 1875 bis einschließlich der nach dem 3. Dezember 1869 geborenen Landsturmpflichtigen ist, wie die „Magdeburgische Zeitung meldet, soeben angeordnet worden und wird in Kürze erfolgen. Eine Einberufung dieser Landsturmjahrgänge dürfte jedoch vorläufig nicht stattfinden.

Nebra. Um die Bevölkerung von der Verwendung des aus dem Ausland zuzuführenden Petroleums unabhängig zu machen und die Verbreitung des elektrischen Lichtes zu erleichtern, beabsichtigen die Landkraftwerke Leipzig Aktiengesellschaft in Kulkwitz, für alle nach dem 1. Mai d. Js. bis spätestens 1. Oktober d. Js. erfolgenden Neuanmeldungen von Lichtanlagen den Strom unter bestimmten Bedingungen auf die Dauer eines halben Jahres unentgeltlich zu liefern. Wir verweisen dieserhalb auf die Anzeige der Landkraftwerke in unserer heutigen Ausgabe.

Leubingen, 27. April. Der frühere langjährige Reichstagsabgeordnete und bisherige Landtagsabgeordnete des Wahlkreises Sangerhausen-Eckartsberga, Amtsvorsteher und Freigutsbesitzer Karl August Scherre von hier, ist nach kurzem Krankenlager im Alter von 76 Jahren gestorben.

Halle, 27. April. Der Evangelische Bund der Provinz Sachsen ladet zu einer Kriegstagung für Sonntag den 9. und Montag den 10. Mai nach Halle ein. Am Sonntag abends 8 Uhr ist in der Marktkirche öffentliche Abendversammlung, Ansprachen von Sup. Prof. Bithorn, Lic. Everling und Geheimrat Elze; Montag 9 Uhr Abgeordnetenversammlung.

Manoli Zigaretten zollfrei!

Kirchliche Nachrichten.

Sonntag Cantate.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Kollekte für den Provinzial-Herbergsverband.
Abend 8 Uhr Kriegsbetstunde.
Beim Ausgang werden Gaben für unterstützungsbedürftige Kriegerfamilien der Gemeinde gesammelt.

Bekanntmachung.

Die Rückgabe von Brotmarken erfolgt nur in geringem Umfange.

Da die Nachfrage nach abgegebenen Brotmarken von Tag zu Tag eine größere wird, bitten wir im Interesse des einen erhöhten Brotbedarf habenden Publikums die nicht verbrauchten Brotmarken jede Woche zurückzugeben.

Nebra, den 29. April 1915. **Der Magistrat.** Pröschold.

Bekanntmachung.

Um die Bevölkerung von der Verwendung des aus dem Ausland zuzuführenden Petroleums unabhängig zu machen, beabsichtigen die Landkraftwerke Leipzig Neuanschließenden insofern entgegenzukommen, als sie für alle nach dem 1. Mai d. Js. bis spätestens 1. Oktober d. Js. erfolgenden Neuanmeldungen von Lichtanlagen den Strom unter bestimmten Bedingungen, die bei uns ausliegen, **unentgeltlich** liefern wollen. Wir bitten von dem Angebot recht regen Gebrauch machen zu wollen, das zweifellos dankbar begrüßt werden muß.

Nebra, den 28. April 1915. **Der Magistrat.** Pröschold.

Bekanntmachung.

Höheren Orts ist auch für dieses Frühjahr die **zwangsweise Vertilgung der Hamster** auf Grund der Regiernngs-Polizei-Verordnung vom 31. März 1884 (A. Bl. S. 161) angeordnet.

Wir geben den hiesigen Ackerbesitzern bezw. Pächtern hiermit die Vertilgung der Hamster **schleunigst** auf mit dem Hinzufügen, daß die Säumigen durch Zwangsmaßregeln dazu angehalten werden und Durchführung der Anordnung auf ihre Kosten zu gewärtigen haben.

Bei dem Interesse, welches jeder Besitzer pp. an der Vertilgung der Hamster selbst hat, hoffen wir, daß dieser Hinweis genügen wird.

Nebra, den 29. April 1915. **Die Polizei-Verwaltung.** Pröschold.

Einladung.

Damen und Herren, die zu unseren Wohlfahrtseinrichtungen beigesteuert haben, wie Freunde unserer guten Sache werden zu einer ausführlichen Berichterstattung über unsere Sammlung und die bisherige Tätigkeit zum

Sonntag, den 2. Mai, nachmittags 3 Uhr,

im Saale des **Roten Roß** zu **Halle a. S.,** Leipzigerstraße eingeladen.

Ausschuß zur Ausrüstung eines Hilfslazarettzuges der Landkreise Sachsen-Anhalt.

Der Arbeitsausschuß:

Görg, Kgl. Oberamtmann. **v. Werder,** Regierungspräsident a. D.

Geschäftsstelle: Halle a. S., Alte Promenade 6. — Fernruf Halle 2828.

Elektrisches Licht 1/2 Jahr unentgeltlich!

Um der infolge des Krieges herrschenden **Petroleumnot** abzuhelfen, erbieten wir uns, bis auf weiteres für alle bis zum 1. Oktober d. Js. erfolgenden Neuanmeldungen von **Lichtanlagen** elektrischen Strom auf die Dauer eines halben Jahres **unentgeltlich** zu liefern. Den neuen Stromabnehmern soll dadurch ermöglicht werden, die Kosten der Neuinstallationen mit dem für die Beleuchtung ersparten Gelde zu bezahlen und sich vom Petroleum unabhängig zu machen.

Bedingung ist, daß die neuen Beleuchtungsanlagen an unsere vorhandenen Straßenleitungen angeschlossen werden können, ohne daß Erweiterungen der Hauptleitungen erforderlich werden, und daß die Anlagen bei uns ordnungsgemäß angemeldet, geprüft und von uns eingeschaltet sind.

Weitere Auskünfte werden jederzeit bereitwilligst erteilt.

Landkraftwerke Leipzig, Akt.-Ges. in Kulkwitz,
Verkehrsabteilung Kulkwitz bei Markranstädt i. S.

Grünen Salat,
Stangenbohnen zur Saat,
5 Zentner trockenen Klee
verkauft **Karl Pfingst.**

Die dem Wiegemeister Herrn **Carl Kunth** am 13. d. Mts. zugefügte Beleidigung nehme ich hiermit schiedsamtlich zurück.

Hermann Leschke,
Zollaufseher.

Persil
Das selbsttätige Waschmittel für Leibwäsche!
Henkel's Bleich-Soda

Königlich Preußische Lotterie.

Die Erneuerung der Lose 5. Klasse 231. Lotterie bitte von heute ab bewirken zu wollen.

Waldemar Kabisch.

Rote Rosen. Stille Liebe.
Kriegs-Volkslied
für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung
von **Bernhard Friedemann,**
städtischer Musikdirektor, **Mücheln.**
— Preis 60 Pfg. —
Zu haben in der **Buchdruckerei Nebra.**

Etliche Fuhren Dünger
sofort abzugeben **Wasserweg Nr. 15.**

Saatkartoffeln (Kaiserkrone),
weiße Saatbohnen,
Gurkenkerne
hat abzugeben **H. Ethner.**

Für die vielen Aufmerksamkeiten zu unserer silbernen Hochzeit sagen allen hierdurch
herzlichen Dank
Nebra, den 29. April 1915.
H. Geldner und Frau.

Unsere Hoffnung auf ein Wiedersehen vernichtet!

Am 7. April fiel auf dem Felde der Ehre unser herzensguter, über alles geliebter Sohn, Bruder und Bräutigam, der Vizefeldwebel

Willy Seidel,
Ritter des Eisernen Kreuzes.

Bis vor Kurzem hatte er in Frankreich gekämpft und nun mußte er sein Leben in Rußland lassen. Sein Grab befindet sich in Kalwarja.

In tiefstem Schmerz
Ernst Seidel und Frau.
Louis und Otto Seidel, z. Zt. im Felde.
Gertrud Braune als Braut.

Nebra, den 29. April 1915.

Fern von der Heimat, dort in Rußlands Erde
Ruhst Du, Du lieber, teurer Sohn,
Zu früh gabst Du Dein Leben für die Ehre,
Mit zu erkämpfen deutscher Helden Lohn,
Uns viel zu früh entschliefest Du,
Gott geb' uns Trost, Dir ew'ge Ruh!

Ruhe sanft in Rußlands Erde!

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrierte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt

Man muß Soldat sein für sein Land
oder aus Liebe zur Sache, für die gefochten wird.
Lessing.

Eine versunkene Welt.

(4. Fortsetzung. Erzählung von Heinrich Köhler. (Nachdruck verboten.)

„Ich habe Sie beleidigt?“ fragte Georg verwundert. „Womit soll dies geschehen sein?“

„Sie haben ein kurzes Gedächtnis, Sennor.“

„Nicht, daß ich wüßte,“ antwortete Georg ruhig. „Im allgemeinen wenigstens ist dies nicht der Fall.“

„Nun, dann ist das meinige in diesem speziellen Falle desto besser. Wenn es Ihnen recht ist, bringen wir die Angelegenheit sofort zum Austrag.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Einfach so, wie zwei Gentlemen in solchem Falle die Sache behandeln. Sie haben mich öffentlich beschimpft, ich habe das Recht auf eine Genugtuung, und deshalb fordere ich Sie.“

Georg Willis war nicht wenig überrascht. Wovon sprach und was wollte denn eigentlich dieser Rasende von ihm? Daß er durch das größere Goldstück ihn auf dem Balle überboten, hielt er für sein gutes Recht. Jedenfalls hatte er nicht geahnt, daß er damit seinem Rivalen einen Schimpf antat. Er kannte eben die Sitten und Anschauungen des Landes nicht. Der haßerfüllte Blick des Pflanzers aber sprach ausdrucksvoll genug, und Georg glaubte darin zu lesen, daß er seine Tapferkeit anzweifelte.

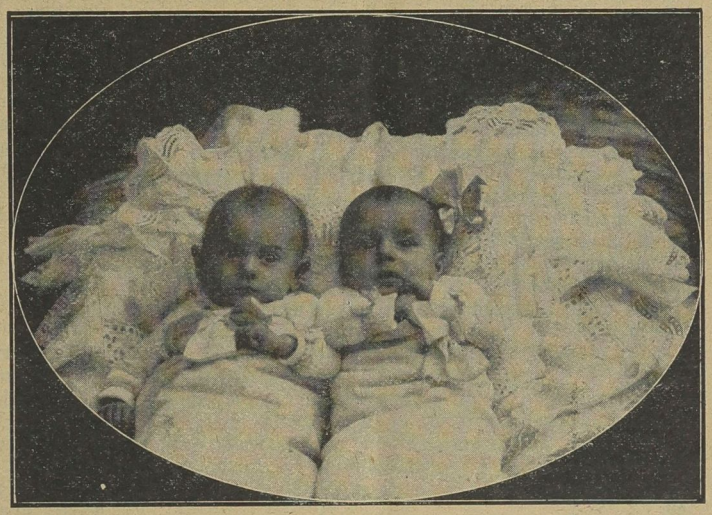
„So absurd die Geschichte ist,“ sagte er zu sich, „es scheint, daß ich mich darein finden muß. Nun denn, machen wir es einfach, wie die Irländer, die sich auch zuerst schlagen und die Erklärungen und Auseinandersetzungen für später aufsparen, wenn sie überhaupt noch dazu kommen.“

Don Rodriguez sah unterdessen mit erwartungsvoller Spannung auf ihn. Seine Hand liebkoste nervös den Hals seines Pferdes, und sein fest auf Georg gehefteter Blick nahm einen triumphierenden Ausdruck an, der durchaus nicht nach dem Geschmack des letzteren war. Er schien zu sagen: „Ich habe dich und lasse dich nicht wieder los, so sehr du dich auch sträubst.“ — — „Also, wie Sie wollen,“ versetzte Georg, die Achsel zuckend. „Ich erwarte Ihre Vorschläge.“

Der junge Pflanzer schien durch diese Worte sehr befriedigt zu sein.

„Hier ganz in der Nähe befindet sich ein kleines Wäldchen, das sich vorzüglich für unsere Zwecke eignet,“ sagte er. „Wir haben beide unseren Karabiner bei uns. Sie treten auf die eine Seite, ich auf die andere . . . .“ — — „Ach so, nun weiß ich vollständig Bescheid,“ unterbrach ihn Georg. „Also eine Menschenjagd —“

„Ein Duell nach der hierzulande üblichen Sitte,“ schaltete Don Rodriguez ein.



Väterchens Kriegsfreude.

Ein auf dem westlichen Kriegsschauplatz kämpfender Offiziersstellvertreter erhielt als reizende Überraschung von seiner Familie das obige Bild, mit dem ihm die Ankunft eines allerliebsten Zwillingspaares angekündigt wurde. Der Regimentskommandeur und mehrere Offiziere teilten die Freude des glücklichen Vaters, indem sie sich sofort bereit erklärten, die Patenstellen bei den Zwillingen zu übernehmen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0005

„Schön. Und wie oft schießen wir?"

„Jeder hat das Recht eines Schusses. Und wenn keiner getroffen ist —"

„So fangen wir von neuem an. Das ist ja äußerst interessant."

„Vorher möchte ich Sie noch um eine Gefälligkeit ersuchen," sagte der junge Pflanzer höflich. „Ich möchte Sie bitten, für den Fall, daß Sie mich töten, dem Pfarrer Carillo einige Zeilen, die ich noch schreiben werde, zu überbringen. Es geschieht hauptsächlich zu dem Zwecke, Ihnen später Ungelegenheiten zu ersparen . . ."

„Sie sind von einer sehr liebenswürdigen Rücksichtnahme," sagte Georg ironisch.

„Und dann," fuhr Don Rodriguez mit gewichtigem Tone fort, „möchte ich Sie bitten, zu überwachen, daß man mich in geweihter Erde bestattet. Ich lege besonderen Wert darauf."

„Ihre christliche Gesinnung ist bewunderungswürdig und über jeden Zweifel erhaben," antwortete Georg sarkastisch. „Ich werde alle Ihre Wünsche erfüllen, falls ich in diese Lage kommen sollte, und Sie werden mir gestatten, diese eventuell als die angenehmere zu betrachten, da es mir einstweilen noch ganz gut auf der Erde gefällt. Aber Leistung gegen Leistung. Es könnte ja auch sein, daß mir ein Unglück begegnet, wenigstens fehlt es Ihnen nicht an dem guten Willen dazu. In diesem Falle möchte ich Sie bitten, ein paar Zeilen an meinen Vetter zu besorgen."

„Sehr gern. Und ich leugne nicht, daß es mir sogar angenehm sein wird, wenn ich in die Lage dazu komme."

Sie stiegen von den Pferden, um zuerst die Tragweite ihrer Karabiner zu prüfen.

Nachdem dies geschehen war, schrieb jeder mit Bleistift eine kurze Notiz, welche sie gegenseitig auswechselten. Die Kaltblütigkeit, welche Georg Willis an den Tag legte, gewann ihm sichtlich immer mehr die Achtung seines Gegners.

Bevor sie in das Gehölz eintraten, sagte der junge Pflanzer zu Georg:

„Noch ein Wort, Sennor, wenn es Ihnen gefällig ist. Kennen Sie vielleicht einen Menschen namens Harris?"

„Ich habe keine Ahnung von seiner Existenz. Sollte er vielleicht auch etwas gegen mich haben?"

„Nicht, daß ich wüßte. Dieser Harris ist Seemann. Er kommandiert einen Schoner und beschäftigt sich angeblich mit Handel zwischen Sisal und Havanna. In Wirklichkeit betreibt er Schleichhandel. Harris ist ein äußerst gefahrlicher Mensch von sehr heftigem Temperament und, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, von schlechten Absichten gegen Donna Mercedes erfüllt. Ich bitte Sie, ihn zu überwachen, wenn Sie das Schicksal begünstigt, anderenfalls werde ich es übernehmen. Ich bin ein Sohn Spaniens, Sennor, und werde es daher niemals zugeben, daß man eine Frau belästigt und beleidigt."

„Merkwürdig! Dieser Sennor Rodriguez hat sonst ganz honette Ansichten," sagte Georg zu sich selbst, während sie dem Wäldchen zuschritten. „Es ist wirklich schade, daß er gerade mir gegenüber sich so absurd zeigt. Aber diese Hidalgos stehen nun einmal meist mit der Logik auf dem Kriegsfuße."

Das kleine, dichte Wäldchen, welches sie nun erreicht hatten, bildete eine Art Oase inmitten der weiten Ebene, welche sich, sanft und allmählich zum Meere abfallend, zwischen Merida und Sisal ausdehnt. Die mächtigen Tamarindenbäume verbreiteten einen dichten Schatten und erstickten jede schmarotzerhafte Vegetation.

Don Rodriguez blieb an der Grenze des Gehölzes stehen.

„Bitte, warten Sie einen Augenblick," sagte er zu seinem Gegner, „ich will nur meinen Platz an jener Wegkrümmung dort einnehmen. In fünf Minuten werden wir anfangen, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Ihr Wille möge geschehen," antwortete Georg, „und Gott allein wird wissen, wie dies Abenteuer enden wird. Auf jeden Fall erinnern Sie sich daran, Sennor, daß Sie es waren, der absolut auf dieser Tollheit bestand, denn ich für meinen Teil —"

„Sprechen Sie nicht weiter," unterbrach ihn Rodriguez, „jede Auseinandersetzung ist unnütz, denn meine Ehre ist verletzt und fordert eine Sühne."

Damit entfernte er sich.

„Verdammter Tollkopf!" schalt Georg für sich, indem er seinen Karabiner lud. „Welch ein Leichtsinn, so mit dem Leben zu spielen! Aber schließlich — es ist nun einmal nicht anders."

„Nachdem die fünf Minuten verflossen waren, trat Georg in das Wäldchen ein. Es herrschte tiefes Schweigen darin; nur ab und zu flog ein Vogel von Baum zu Baum und stieß dabei einen Lockruf aus. Mit gespanntem Gehör auf das leiseste Geräusch achtend, blieb Georg unbeweglich stehen. Das Knacken eines trockenes Zweiges benachrichtigte ihn nach einigen Minuten von der Nähe seines Feindes. Don Rodriguez mußte sich zu seiner Linken befinden. Um seine Annäherung besser erspähen zu können, erklomm Georg eine kleine Anhöhe, die sich dicht neben ihm befand. An dieser Stelle lichtete der Wald sich etwas; die Bäume standen hier weniger dicht, waren aber stärker und höher gewachsen. Es ließ sich hier schwieriger vordringen, wenn man nicht gesehen werden wollte. Georg nahm seine Stellung im Mittelpunkte dieses Platzes, und indem er hinter einem dicken Baumstamm, der ihm gute Deckung bot, sich verbarg, sah er den Stahllauf des Karabiners seines Gegners aus dem Dickicht glänzen.

Don Rodriguez war offenbar im Begriff, auf ihn anzulegen, denn er manövrierte mit seinem Gewehr hin und her, um sein Ziel zu finden. Durch diese Bewegung verriet er seinen Standort, und Georg bemerkte den Vorderarm und die Hand des Niedergekauerten, welche den Karabiner hielten.

Gleich darauf ertönten fast zu gleicher Zeit zwei Schüsse, von denen die Kugel des Spaniers in Brusthöhe leicht den Baum streifte, hinter welchem Georg stand, und sich weiterhin im Gehölz verlor.

Als der Rauch sich verzogen hatte, sah Georg Don Rodriguez aufrecht gegen einen Baum gelehnt stehen.

„Ich bin zufrieden, daß ich ihn nicht getötet habe," sagte Georg, erleichtert aufatmend, zu sich selbst, „hoffentlich besteht er nicht darauf, daß wir noch einmal anfangen."

Seinen Karabiner über die Schulter werfend, wandte er sich seinem Gegner zu.

„Wenn Sie kein Einsehen haben, Sennor," sagte er zu dem Spanier, „so bleibt einer von uns hier im Walde liegen."

„Eine Fortsetzung des Kampfes ist ausgeschlossen," erwiderte Don Rodriguez, „denn Sie haben mich verwundet."

Georg trat heran und untersuchte den Tatbestand. Seine Kugel hatte den Arm des Gegners durchbohrt, aber die Wunde flößte keine Besorgnis ein. Don Rodriguez erklärte, daß damit der Ehre genügt sei, übrigens wäre er auch nicht imstande gewesen, mit dem verwundeten Arm noch einmal zu schießen.

Georg machte einen ersten Verband und erklärte sich bereit, seinen Gegner nach Merida zurückzubegleiten, was dieser jedoch für unnötig hielt. Seine freimütige Offenheit, seine Besorgnis für den Verwundeten und der Mut, den er bewiesen hatte, verscheuchte den letzten Groll bei Don Rodriguez, ja, sie gewannen ihm das Herz desselben, so daß sie sich als die besten Freunde von der Welt trennten.

Und als Georg nach einer zweistündigen Unterbrechung seinen Weg nach Sisal fortsetzte, sagte er sich, daß, obgleich die Dinge eine schlechtere Wendung hätten nehmen können. Don Rodriguez ein ebenso großer Ehrenmann als guter Spanier war, der eben nur nach den Gebräuchen seines Landes gehandelt habe, und daß man sich in diese Gebräuche schicken müsse. Dann dachte er an Donna Mercedes oder eigentlich noch mehr an ihre Schwester Maria, und beschäftigte sich mit der Frage, welchen Grund dieser Harris haben könne, die harmlosen jungen Mädchen mit seiner

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0006

Feindschaft zu verfolgen. Jedenfalls wollte er den Rat des Spaniers beherzigen und ein wachsames Auge auf den Mann haben.

Zwei Tage später kehrte Georg von Sisal zurück. Seine Mission war von Erfolg gekrönt gewesen, denn in seiner Begleitung befanden sich der Inhaber des Hotels von Sisal, sowie drei Matrosen und der Koch des Montezuma, welch letztere er mit Genehmigung des Kapitäns gegen reichliche Bezahlung engagiert hatte.

Nach seiner Ankunft in Merida suchte er sogleich Don Rodriguez auf, dessen Wunde sich in der Heilung befand und der ihm eine freundschaftliche Aufnahme zu teil werden ließ.

Auch Egon erfuhr die blutige Vorgeschichte dieser auf merkwürdige Weise geschlossenen Freundschaft und dabei von dem Verdacht, den man gegen Harris in betreff der Schwestern hegte. Dann trafen die Vettern ihre letzten Vorbereitungen für die Übersiedelung in den Zwergpalast.

Wie Donna Mercedes und der Pfarrer es ihnen vorausgesagt hatten, war es Egon nicht gelungen, einen Indianer zu bewegen, in ihren Dienst zu treten, aber fünf robuste weiße Männer galten ebensoviel, als eine ganze Rotte Mayas.

In kurzer Zeit hatten sie alles Nötige beisammen, und Georg und Egon unterwarfen nun zunächst den Palast einer eingehenden Besichtigung, um zu erforschen, in welchem Teil es sich am besten wohnen ließe.

Von den kleinen Räumen im Innern des merkwürdigen Baues waren die meisten ohne Fenster, so daß weder Luft noch Licht in sie hineindrang; sie waren miteinander durch enge, schmale Gänge verbunden. Diese kleinen Gemächer umgaben einen ungeheuren Saal, welcher die Mitte des Gebäudes einnahm. Zwei große, gewölbte offene Tore führten von ihm auf eine Terrasse. Auf der Rückseite gingen einige weniger geräumige Ausgänge nach einem inneren Hof, der von eingestürzten Mauern umgeben und mit den zertrümmerten Balken kleinerer Gebäude angefüllt war.

Inmitten dieser Trümmer, welche den ganzen Hof anfüllten, ragte aus zerbrochenen, mit Hieroglyphen bedeckten Skulpturen eine Statue hervor, welche einen niederhockenden Zwerg darstellte. Seine dünnen Beine ruhten gekreuzt unter ihm, und der eine seiner langen, mageren Arme endete in einer knochenartigen Hand, die er über die Brust gelegt hatte. Der andere Arm war emporgestreckt und deutete mit dem Zeigefinger gegen die Sonne. Der kurze, dicke Körper mit dem unförmlichen Hals, an dem die Adern gleich Stricken hervortraten, trug einen Kopf von abschreckender Häßlichkeit, an welchem der breitgeöffnete Mund einen wunderlich drohenden Ausdruck zeigte. Die schielenden, tief in ihren Höhlen liegenden Augen lugten unter dichten, buschigen Brauen hervor; die kurze, massive Nase, die dicken Lippen, die niedrige Stirn, der flache und zurücktretende Schädel boten einen Gesamtanblick, welcher das abergläubische Entsetzen der Indianer, das ihnen diese Figur einflößte, erklärlich machte.

Auch Georg und Egon empfanden nur Widerwillen, als sie zum ersten Male diesen Zwerg erblickten, welcher dem Ruinenpalaste seinen Namen gab.

Aber je länger sie die merkwürdige groteske Figur betrachteten, um so mehr schwand der Widerwille davor, und das Interesse des Forscherdranges trat in den Vordergrund.

Es lag in diesem Kopfe und in der Haltung des Körpers etwas Undefinierbares, was abstoßend wirkte, aber zugleich fesselnd und von dämonischer Anziehungskraft war. Da die den Boden bedeckenden Trümmer nicht gestatteten, die seltsame Figur aus unmittelbarer Nähe zu betrachten, so hatte Georg Willis nichts Eiligeres zu tun, als den Matrosen den Auftrag zu geben, das Terrain zu ebnen.

Unter seinen Angaben und seiner persönlichen Leitung gelang es ihnen bald, und man konnte die in kräftigem Relief ausgeführte Statue des Zwerges nun in allen ihren Linien genau unterscheiden.

Als diese Arbeit beendet war, begaben sich die Vettern nach der Wohnung der beiden Schwestern, von denen Maria offenbar sehr erfreut war, die Herren bei sich zu sehen, denn sie empfing sie mit großer Herzlichkeit. Donna Mercedes zeigte sich dagegen viel ruhiger und etwas zurückhaltend, obgleich sie den Besuchern höflich entgegentrat und auf ihre wiederholten Bitten sogar das Versprechen gab, sie ebenfalls im Zwergpalast, den sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, aufzusuchen.

Die muntere Maria schlug bei diesen Worten vor Freude die Hände ineinander und war wohl auch die Veranlassung, daß die Besucher zum Mittagessen dabehalten wurden.

Die Heiterkeit Egons, das humorvolle Phlegma Georg Willis', ihre respektvollen Manieren den Damen gegenüber verscheuchten nach und nach auch die Kälte von Donna Mercedes. Mochte es die Erinnerung an jene von Egon über sie an den Pfarrer Carillo gerichteten Worte sein, oder war es, daß sie sich mehr zu Georg Willis hingezogen fühlte, sie plauderte fast nur mit diesem letzteren und ging in ihren Mitteilungen sogar so weit, ihnen die Geschichte ihrer Vergangenheit zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Keine Helden.

Skizze von Anna Lahr-Hannover.

Als geheilt entlassen! — Er ging noch am Stock, freilich. Aber daß er überhaupt wieder ging! Schnell konnte er natürlich nicht vorwärts mit dem Fuß. Aber was wollte das heißen, wenn man dachte, was diese Granate anderen gekostet hatte!

Wie die Septembersonne still und warm schien! Und wie unverändert hier alles war! Darüber konnte er sich gar nicht genug wundern, daß hier Häuser und Bäume und sogar die Bänke in den Anlagen noch am alten Fleck standen, als wenn gar nichts gewesen wäre. Wenn er so um sich sah, konnte er sich beinahe einbilden, daß er sein alltägliches Leben da wieder anknüpfen könnte, wo der Krieg es vor sechs Wochen abgerissen hatte. Aber doch nur beinahe. Da war etwas, was dazwischen lag, was nie wieder ganz weggehen konnte. Erinnerungen . . .

„Nun, mein Braver, wo haben Sie sich denn das geholt?" fragte eine klingende Männerstimme, eine Stimme, der man gleich anhörte, daß sie ans Befehlen gewöhnt war.

Der Genesene sah erstaunt auf und bemerkte, daß er von einem Herrn überholt worden war, dem man trotz des Zivils den alten Soldaten schon von weitem ansah; der feste Blick unter weißen Augenbrauen, die Haltung, alles verriet ihn sofort.

„In Belgien," war die Antwort.

„So, so! Na, sagen Sie mal, da ist es wohl toll hergegangen?"

„Och ja. Gesiegt haben wir aber doch."

„Versteht sich. Unsere Kerls siegen ja überall." Wie ein Blitz war es in seinen grauen Augen. „Aber es wird Ihnen gewiß noch schwer, lange zu stehen? Setzen wir uns doch auf die Bank da. Und erzählen Sie mir mal in Ruhe, wie es war. Wenn man selber früher einmal dabei gewesen ist, wissen Sie, da möchte man zu gern Näheres hören."

Da saßen sie nun in der milden Herbstsonne. Ringsum war Frieden. Diese köstliche Stille wußte nichts von Kampf und Leiden.

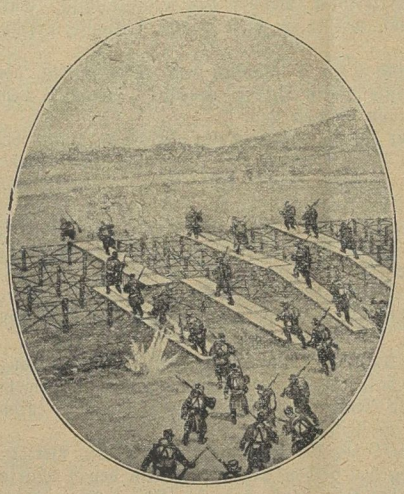
Aber der Jüngere fing nicht an zu erzählen. Erlebt — ja, er hatte viel erlebt. Aber wie sollte man das in Worte bringen?

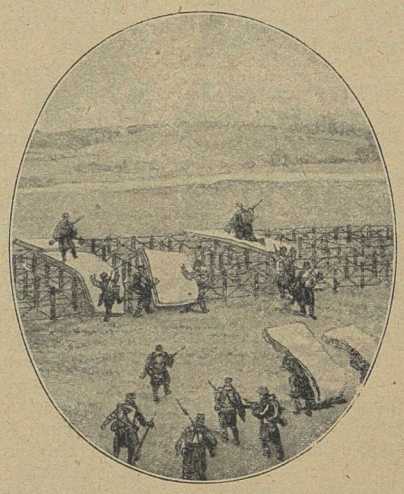
Der andere mußte also wohl oder übel fragen: „Nun, sagen Sie mir mal, Sie sind also mitten drin gewesen?"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0007

„Ja, das kann man wohl sagen," nickte der. — Pause.

„Und" — in diesem Augenblick winkte der alte Herr einem Vorübergehenden „Guten Morgen, Karl! Du, komm doch mal her. Hier habe ich einen Mitkämpfer, der uns berichten kann." — „Ach, das ist ja prächtig," und fast jugendlich eilte der Angeredete herbei, begrüßte erst den Freund und dann den Soldaten, den diese Verstärkung seiner Zuhörerschaft nur mittelmäßig erbauen mochte.





Überwindung von Drahthindernissen mittelst Planken und Matratzen.

„Da setze ich mich gleich dazu. Das muß ich auch hören."

„Nun," wandte er sich an den Kriegsteilnehmer, „Sie haben unsere Helden also selber gesehen?"

„Das weiß ich nun nicht. Wo ich war, waren wir meistens Oldenburger."

Der alte Offizier lachte: „Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Ihre Landsleute keine Helden sind. Sie sind doch nicht etwa weggelaufen vorm Feind?"

„Weggelaufen?" Der Mann sah jäh auf. „Die? Nein, das möchte ich doch keinem raten, das zu sagen. Hat einer etwa hier so was erzählt? Dann sagen Sie mir man, wer das war. Den lange ich mir aber!"

„Nein, nein, ich fragte nur so!"

„Ist auch man gut. Ich dachte schon, welche hätten in der Heimat was Falsches über uns gesagt. Weggelaufen! Nein, aber zugelaufen sind uns welche."

„Zugelaufen?"

„Ja, sogar mehrere. Das war natürlicherweise noch in Deutschland. Wir waren unser siebzehn aus unserm Ort, als wir frisch eingezogen waren. Und ehe wir in Belgien einmarschieren, sind wir neunzehn."

„Wo kamen denn aber die andern her?"

„Die haben sich unterwegs so angefunden. Na, da wollte man sie wohl nicht wieder zurückschicken."

„Hm, ja. So! Und waren das denn keine Helden?"

Der Mann begriff nicht: „Helden?"

„Ich meine nur, weil sie nicht mitbrauchten und doch kamen."

„Ja, sie mochten doch nicht zu Hause herumsitzen, wo wir alle mit los waren."

„Gut, gut. Karl, diese Leute wollten nur mit in den Krieg. Helden waren sie darum aber nicht, verstehst du?"

„Helden, das ist so ein großes Wort," lehnte der Soldat ab.

„Wie sind Sie denn nun an die Verwundung gekommen?" fragte der andere alte Herr. — „Das war ein Granatsplitter."

„Und die andern in Ihrer Nähe?"

„Tot. Alle tot. Ich habe da auch lange für tot gelegen."

„Auf dem Schlachtfelde?"

„Es war ein bißchen seitab bei einem einsamen Hofe. Ja, also ich war wie tot. Als ich aufwachte, war ich ganz allein."

„Allein? Mit dem Fuße konnten Sie doch aber nicht gehen?"

„Nein, ich lag da. Und quer über meiner Brust lag ein Stiefel. Ein brauner Stiefel war es, ein richtiger deutscher Langschäftiger. — Der Stiefel hat mich gerettet."

„Wie denn das?"

„Ich wollte natürlich versuchen, hochzukommen. Da, wie ich mich aufstemmen will, höre ich einen Schuß, ganz nah, einen Pistolenschuß. Im selben Augenblick saust ein Dragoner hart an meinem Kopf vorbei. Aber da schießt es zum zweiten Mal, und tot liegt er unten. Und dann, ich traue meinen Augen nicht, schleicht etwas heran — kein Soldat, Herr, ein Mädchen, und geht an den Toten heran und zerrt ihm den Ring ab, an dem ein Brillant war. Und weg ist sie wieder, in dem Hofe verschwunden."

„Und dann?"

„Und dann habe ich nicht mehr versucht, aufzustehen."

„Teufel! Das begreife ich. Und wie lange lagen Sie so?"

„Das kann ich unmöglich sagen. Aber es war hell, als ich aufwachte. Und es war dann noch sehr lange hell. Und Durst hatte ich natürlich. Mein erster Gedanke war die Feldflasche. Aber dann ließ ich es wieder. Sie hätten die Bewegung vom Hause aus sehen können, und ich war verloren, wenn ich zeigte, daß ich noch am Leben war. Nein, ich rührte mich nicht. Aber dann wurde der Durst schlimmer. Und dann, dann dachte ich, ich müßte trinken, und wenn sie mich sähen, die falschen Hunde, dann wäre es auch

Eine Statistik über die Größe der Soldaten in den deutschen Bundesstaaten.

Oldenburg und überhaupt die Menschen von der Wasserkante stellen die größten Soldaten, Sachsen und Bayern die kleinsten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0008

einerlei, dann wollte ich mich selber erschießen. Nur trinken! — Aber da mit einem Male mußte ich den Stiefel wieder ansehen. Er lag immer noch so auf mir wie zuerst. Ich sah ihn nun genauer an, die Nähte, die Sohlen, die Nägel. Wie das alles gut und fest war! Nicht wie die klaterigen Lackschuhe, mit denen die Franzosen ins Elsaß gekommen sein sollen. Nein, das war alles ordentlich und solide, da war Verlaß drauf. Mit solchem Schuhzeug, sage ich mir, kommt man überall durch, damit muß man siegen. Wo die Stiefel so gut sind, da ist auch noch mehr gut. Und so kriege ich auch wieder Mut und denke so für mich: „Sollst es noch mal versuchen und weiter dursten. Vielleicht kommen doch noch welche und retten dich.“ Und ich rühre mich nicht, und ich trinke nicht . . .“

„Das war natürlich schwer.“

„Verflucht schwer.“ Sein Gesicht wurde starr in der Erinnerung.

Der alte Offizier brummte etwas in den weißen Bart. „Aber dann wurden Sie doch gefunden?“ fragte er weiter.

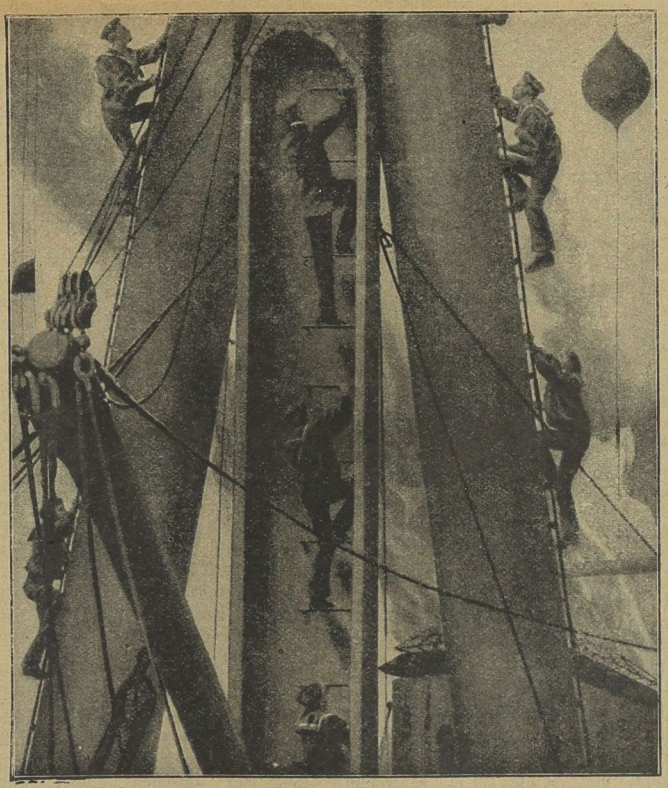
„Ja, so gegen Abend hin kamen drei Mann von uns. Ich rief sie an. Da waren es Freunde von mir. „Christian lebt noch!“ sagte einer. „Ja, aber ich kann nicht gehen.“ „Macht nichts, wir nehmen dich doch mit.“ Da kam die erste Kugel. Aus dem Hause natürlich. „Kinder,“ sage ich, „macht, daß ihr fortkommt, sonst schießen sie euch auch noch in 'n Klumpen.“ Aber da haben sie mich ausgelacht.“

„Und sind nicht fort?“

„Nein, sind nicht fort. Kehren sich gar nicht dran, daß aus dem Fenster geschossen wird, nehmen mich sachte hoch, und der eine lädt mich auf sein Pferd. Und so sind wir zurückgekommen zum Regiment.“ — „Famos!“ knurrte der Offizier. — „Das war doch großartig,“ meinte der alte Herr, der zuletzt gekommen war, „das müssen Sie doch selbst zugeben.“ — „Ja, es war nett von den Jungens.“

„Sich so gar nicht um die Kugeln zu kümmern! Was mag da in den Seelen der Tapfern vorgegangen sein!“

In den Kohlengruben von Charlerois in Belgien.
Die Gruben in Nord-Frankreich und Belgien, welche von den Deutschen in Besitz genommen worden sind, haben gleichfalls wieder ihren Betrieb aufgenommen. Alle Teile der Bevölkerung sind von jeher zur Arbeit in die Gruben gegangen und für den Fremden war es ein eigenartiges Bild, die Mädchen in Männerkleidung dort arbeiten zu sehen.



Matrosen beim Ersteigen des Dreifußmastes eines Kriegsschiffes.
Die Mannschaften gewinnen den Ausguck, indem sie innen im Hauptmaste (sichtbar im Schnitt) und außen auf den Stützmasten emporklettern. Die Masten bestehen aus Stahl. Wenn das Schiff im Kampfe ist, wird nur der mittlere Mast erstiegen. Auf diese Weise sind die Mannschaften vor dem feindlichen Feuer geschützt.

„Ach, sie dachten sich wohl: Sieh, da liegt ja der Christian. Wollen doch sehen, daß wir ihn mitkriegen. Es wäre doch man einmal schade, wenn der nicht wieder mit nach Hause käme.“

„Das war wohl ein schlimmer Ritt mit dem verwundeten Glied?“

„Na, es ging. Sie ritten Schritt, damit ich es aushielte.“

„Schritt?“

„Ja, Schritt.“

„Zwischen den Kugeln durch?“

„Ja.“

„Hören Sie mal, wollen Sie mir wohl einen Gefallen tun?“

„Gern, wenn es etwas ist, was ich leisten kann.“

„Na, dann seien Sie doch so gut und nehmen Sie dies,“ er hatte einen Taler aus der Westentasche gezogen, „und lassen Sie sich und Ihren drei Kameraden eine Runde geben, wenn Sie alle wieder in der Heimat sind. Wollen Sie?“

„O, danke auch vielmals, danke! Aber das kann ich leider nicht tun.“

„Sie werden mir das nicht abschlagen! Ein Soldat dem anderen!“

„Ach, darum nicht! Aber ich meine, zwei von uns vieren können ihren Anteil nicht mehr kriegen. Die sind seitdem gefallen.“

„Zwei von den Tapfern, die Ihnen das Leben gerettet haben?“

„Ja, als sie einem Sanitäter beistehen wollten, den die Bande angegriffen hatte. — Wenn der Herr aber erlaubt, möchte ich wohl dem, der noch übrig ist, von dem Gelde Zigarren hinschicken.“

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0009

„Tun Sie das ja, mein Freund. Sie wissen am besten, was Ihren Landsmann freuen wird —, wenn er noch lebt! Wollen's hoffen. — Na, Karl, wir müssen wohl weiter. Guten morgen also, Kamerad, guten morgen! Wir danken Ihnen auch schön für Ihren Bericht. Lassen Sie sich's gut gehen!"

Damit entfernten sich die beiden alten Herren.

„Weißt du, Karl," begann endlich der eine. „So was tut einem wohl. Das war doch noch mal was! Im Schritt abzureiten, um den Verwundeten zu schonen!"

„Ja, es war ein starkes Stück. Donnerwetter! Im Schritt!"

„Wie er das sagte, das ging mir durch und durch. Aber," schloß der Offizier, „Helden hat er nicht gesehen."

Sie blickten sich beide gleichzeitig an. Ihre alten Gesichter strahlten.

„Nein," lachte der andere, „Helden hat er nicht gesehen!"

Calais.

Von Margarete Weinberg-Berlin.

Calais, das ursprünglich aus einem unscheinbaren Fischerdorfe hervorgegangen war und seit dem 13. Jahrhundert als Hauptpunkt für den Verkehr zwischen England und Frankreich Bedeutung besaß, war eine in vollster Blüte stehende Hansastadt, von deren regen Handelsbeziehungen zu England, Schweden und anderen Ländern des Nordens alte, in den Archiven ruhende Urkunden noch jetzt Zeugnis ablegen, als Eduard III. von England sich während des französisch-englischen Erbfolgekrieges ihre Eroberung zum Ziele setzte. Nach der siegreichen Schacht bei Crecy (1346) belagerte er die Stadt, mit der er einen wichtigen Stapelplatz für den flandrischen Hande und zugleich einen günstigen Stützpunkt für künftige Unternehmungen gegen Frankreich zu gewinnen hoffte. Aber erst nach elfmonatigem heldenmütigen Widerstande ergab sich die zu Wasser und zu Lande von aller Lebensmittelzufuhr abgeschnittene, von ihrem eigenen König Philipp im Stich gelassene Besatzung unter Johann von Vienne. Nicht der Waffengewalt, sondern dem Zwange einer Hungersnot verdankte England den unermeßlichen Vorteil, von nun an einen sicheren Landungsplatz in Nordfrankreich zu besitzen, dessen Abtretung ihm nachmals im Frieden von Bretigny in aller Form bestätigt wurde.

Die tapfere Bevölkerung von Calais entging der zur Strafe für ihren langen Widerstand über sie verhängten Vernichtung nur durch den Opfermut Eustaches de St. Pierre und einiger anderer angesehenen Bürger, deren Begnadigung Philippa, die Gemahlin König Eduards ebenfalls erwirkte. Dafür erfüllte die Stadt als wichtige Handelszentrale in den folgenden Jahrhunderten in reichem Maße die von den Engländern gehegten Erwartungen, und ihre Wollzölle lieferten den englischen Königen eine der hauptsächlichsten Einnahmequellen. Die Blüte ihres Handels entfaltete sich um so ungestörter, als die Franzosen bis auf einen mißglückten Belagerungsversuch Philipps von Burgund, keine Anstalten machten, Calais den Engländern wieder zu entreißen.

Diese friedlichen Zeiten, in denen die gegenseitigen Beziehungen beider Völker zu diplomatischen Aussprachen Veranlassung gaben, sahen in Calais nicht mehr den Ausgangspunkt feindlicher Unternehmungen, sondern den gegebenen Treffplatz für die Zusammenkünfte der Herrscher. Hier fand 1520 die lange vorbereitete Begegnung Heinrichs VIII. mit Franz I. — beide hatten das Gelübde abgelegt, sich vor ihrer Verwirklichung den Bart nicht scheren zu lassen — statt; ein Nachklang der prunkvollen Feste, deren Zeuge die Stadt bei dieser Gelegenheit wurde, lebt in Shakespeares nach dem Vater seiner jungfräulichen Königin benannten Drama fort. Die Aufrichtigkeit dieses Königs stand im umgekehrten Verhältnis zu der entfalteten Ungnigkeit, die seine Sympathien für Frankreichs Gegner Karl V. verbergen sollte, um dann im nächsten Jahre bei der Friedenskonferenz zu Calais zutage zu treten. Aber bei einer späteren Begegnung der beiden Könige am gleichen Orte verständigte man sich besser: Franz riet dem Engländer, die schöne Anna Boleyn zu heiraten, wodurch er ihn dem spanisch-deutschen Rivalen entfremdete.

Fünfundzwanzig Jahre darauf ging Calais für England unwiderbringlich verloren. Heinrichs Tochter Maria erkärte ihrem spanischen Gemahl, Philipp II., zuliebe an Frankreich den Krieg, in dessen Verlauf Herzog Franz von Guise die Stadt nach nur siebentägiger Belagerung eroberte. Der wenige Monate danach erfolgte Tod der Königin veranlaßte die Legende, der Verlust Calais' habe ihr das Herz gebrochen. Sie ist ein sprechender Beweis für die Tragweite, die dieser Einbuße Englands beigemessen wurde. Noch deutlicher bezeugen dies die Bemühungen ihrer Nachfolgerin Elisabeth, die Stadt zurückzugewinnen, sowie die Hartnäckigkeit der Franzosen, das ihnen im Frieden von Chateau-Cambresis zugesprochene Kleinod zu behaupten. Wohl mußte die in Aussicht gestellte Rückgabe von Calais dazu dienen, Elisabeth gegen die Werbung Philipp II. einzunehmen und für die eines französischen Prinzen zu gewinnen, aber die geplante Heirat mit dem Herzog von Anjou kam später nicht zustande, als die Königin die versprochene Herausgabe nochmals zu Sprache brachte. Sie versuchte noch, ihr Ziel durch einen Vertrag mit dem Hugenottenanführer Prinzen von Condé zu erreichen, der aber an dessen kriegerischen Mißerfolgen scheiterte. Ihren Plan, das in ihren Händen befindliche Havre de Grâce zu behaupten und gegen Calais einzutauschen, vereitelte eine unter der englischen Besatzung ausgebrochene Epidemie, die diese zur Kapitulation zwang. So blieb der Verlust von Calais für die Engländer ein endgültiger; er hatte eine ihnen nachteilige Verschiebung der Handelsverhältnisse zur Folge und nahm ihnen ein wichtiges Zentrum ihrer Zolleinnahmen.

Auch den Franzosen wurde Calais noch einmal auf kurze Zeit entrissen, als es 1596 durch die Nachlässigkeit seines Gouverneurs den Spaniern in die Hände fiel, die es jedoch im Vertrag zu Vervins wieder zurückerstatteten. Nun endlich wurde man vorsichtiger und suchte durch ausreichende Befestigungen die Stadt in Zukunft uneinnehmbar zu machen. Die von Ludwig XIII. und seinem Minister Richelieu nachdrücklich geförderten Arbeiten wurden jedoch unter Ludwig XIV. zugunsten der Fortifikationen von Dünkirchen vernachlässigt. Diesen ebenfalls mehr als zwei Jahrhunderte hindurch zwischen Spanien, Frankreich und England hin- und hergeworfenen Zankapfel hatte er dem letzteren Staate abgekauft und ihn zu dessen Schrecken sofort von 30 000 Arbeitern mit einem Hafen für 30 große Kriegsschiffe versehen lassen. Dadurch trat die Bedeutung Calais' naturgemäß zurück. Doch spielte die Stadt zur Zeit des ersten Kaiserreiches begreiflicherweise eine wesentliche Rolle in bezug auf den Warenschmuggel während der Kontinentalsperre.

Als Festung hat die Stadt Calais seit Jahrhunderten keine interessanten Erlebnisse mehr zu verzeichnen gehabt. Den Schwerpunkt ihrer Bedeutung bilden gegenwärtig Handel, Industrie, Hochseefischerei und ihre Verkehrsvermittlung mit der nur 33,5 Kilometer entfernten englischen Küste. Die Durchschnittszahl der zwischen Dover und Caitlais beförderten Reisenden erreichte für die Jahre 1902 bis einschließlich 1906 die Zahl 315 012.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0010

Sei hochbeseligt oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Geteilte Freud' ist doppelte Freude,
Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Fürs Haus.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Mütterleins Brief.

Mein Sohn!

Dein Brief von blut'ger Hand geschrieben,
Ich hab' mit Tränen ihn betaut
Und Freund und Feind, wie sie geblieben,
Dem alten Herrgott anvertraut.

Du wirst mir d'rum nicht böse werden,
Nicht schelten: ich sei alt und weich.
Die Mutterliebe macht auf Erden
Uns Frauen ja unsagbar reich.

Und die ist schuld d'ran, daß ich dachte
Mehr an die Opfer, die dein Mut
Dem teuren Vaterland erbrachte,
Als an dich, du, mein höchstes Gut.

Ich hört' der Mutter schmerzlich Weinen,
Sah in ihr abgehärmt Gesicht.
War's doch ihr Sohn, der gleich dem meinen
Nun folgt als Krieger seiner Pflicht.

Wer wird nun in des Alters Tagen
Ihr Hoffen, ihre Stütze sein
Und wenn ihr Leid sie ausgetragen,
Im Danke eine Träne weih'n? — — —.

O weh! mein Brief scheint mir mißraten.
Statt dir zu kunden stolz und frei,
Wie ihres Sohnes Heldentaten
Die Mutter freu'n, schafft sie dir Reu'.

Nein, nein, nicht so! Des Blutes Bande
Sie gelten nicht, in Kriegesnot
Gehören wir dem Vaterlande!
So ist es göttliches Gebot.

Und durftest du in Treu beweisen
Dich in des Volkes Ruhm und Wehr,
Freu dich zum Kreuzlein nur von Eisen
Und trag' es allezeit in Ehr.

Und wenn nach diesem Auf und Nieder
Der Friede uns wird neu erstehn — — —
Hab' ich dann meinen Jungen wieder — —
Freu' ich auch mich! Auf Wiedersehn!

Deine Mutter!

Paul Zoder.

Die Verwendung von Magermilch und Vollmilch bei der Brotbereitung.

Von Prof. Dr. C. Ballod-Grunewald.

Es ist seit lange her bekannt, daß die Verwendung der Milch bei feinerem Gebäck notwendig ist: je nach der zu erreichenden Güte des Gebäcks wurde entweder Vollmilch oder Magermilch zum Anmachen des Teiges verwendet. Die Vollmilch enthält bekanntlich alle drei für den Menschen wichtigsten Nährstoffe: Eiweiß, etwa 3 bis 3,5 Prozent, die gleiche Menge (Butter =) Fett und etwa 5 Teile Kohlehydrate (= Milchzucker). Beim Buttern bleibt die Magermilch übrig, die nur die zwei letzteren Nährstoffe, dabei aber etwas über die Hälfte der in der Vollmilch enthaltenen Kalorien enthält. Die Magermilch ist also ab Sammelmolkerei, wo sie bisher kaum zu mehr als 3 Pfg. per Liter berechnet wurde, die billigste Nährsubstanz; das Eiweiß in derselben ist um ein Mehrfaches billiger als im Fleisch. Die Magermilch wird hauptsächlich als Schweinefutter verwendet, und da muß sie billig sein, weil bei der Umwandlung in Schweinefleisch ¾ ihres Nährwertes verloren geht. Es leuchtet ein, daß es, namentlich in Zeiten der Not, eine wahnsinnige Verschwendung ist, einen animalischen Nährstoff von höchster Verdaulichkeit unter ¾ Stoffverlust in einen anderen umzuwandeln, bevor man ihn dem Menschen zuführt.

So ist es denn als selbstverständliche Forderung aufzufassen, die Magermilch der vielen Molkereien zur direkten menschlichen Ernährung zu verwenden und soweit sie nicht direkt abgesetzt wird, an die Bäckereien zum Anmachen von Brotteig abzuführen. Das Brot, selbst das Roggenbrot, würde dabei, wenn die Magermilch nicht mehr als 4 bis 5 Pfg. das Liter kostet, nicht einmal verteuert werden, da dem Zusatz von 1 Liter Magermilch ein Gewichtszuwachs von mindestens 110 bis 120 Gramm beim fertigen Brot entsprechen würde. Von Belang ist auch, daß die für den Menschen so wertvollen Mineralsalze in der Magermilch mit enthalten sind. Denkt man sich die jetzt vorgeschriebene Mehlration von 200 Gramm mit ½ Liter Magermilch angemacht, so würde dabei eine Erhöhung der Eiweißmenge von etwa 16 Gramm um rund 10 bis 11 Gramm, also auf 26 bis 27 Gramm eintreten, während die Kohlehydrate allerdings nur von etwa rund 140 auf 156 Gramm zunehmen würden. Das Brotgewicht ließe sich bei Zusatz von 10 Prozent, also etwa 25 Gramm Kartoffelmehl auf etwa 325 Gramm bringen, also auf 7 mal 325=2275 Gramm pro Woche. Bei einer derartigen Steigerung des Gewichtes und vor allem des Nährwertes von Brot ließe sich die demnächst zu erwartende Zeit der Kartoffelknappheit leichter ertragen. Freilich ist nicht anzunehmen, daß zur Zeit die Molkereien viel Magermilch abgeben können; die großen, nicht von den Menschen direkt zu bewältigenden Magermilchmengen werden erst mit Beginn des Weidegangs, also etwa von Mitte Mai an da sein. Das wird auch erst die Zeit der Kartoffelknappheit sein. Freilich darf man sich vor harten gesetzgeberischen Maßnahmen, der Auflösung der Magermilch-Rücklieferungs-Kontrakte, nicht scheuen.

Für die Küche.

Saure braune Kartoffeln. Kartoffeln werden mit der Schale abgesotten oder man verwendet sie auch roh, schält sie und schneidet sie in dünne Scheiben. Dann röstet man eine feingeschnittene Zwiebel mit zwei Kochlöffeln Kriegsmehl in Schmalz oder Fett so dunkelgelb als möglich (aber nicht schwarz werden lassen) und gibt unter vorsichtigem Umrühren ½ Liter Fleischbrühe oder Knochenbrühe daran; man kann auch Suppenwürfel dazu verwenden. Alsdann fügt man die Kartoffeln nebst Salz, Pfeffer, 1 Lorbeerblatt und ½ Glas Essig hinzu und läßt alles zusammen noch etwas dämpfen. Nimmt man rohe Kartoffeln, so müssen diese natürlich so lange in der Soße kochen, bis sie weich sind. Die verdämpfende Soße muß durch Nachgießen ersetzt werden, jedoch nur so weit, daß das Ganze sämig bleibt. Man kann dieses Gemüse zu jeder Art Fleisch geben.

Gebackener Klippfisch mit Tomatensoße. In Vierecke geschnittenen Klippfisch, der wenigstens 36 Stunden gewässert wurde, siedet man ab, nimmt die Gräten heraus, würzt mit Pfeffer und Zitronensaft und träufelt einige Tropfen gutes Speiseöl auf jedes Stück Fisch. Eine Stunde später taucht man die Stücke in Mehl und darauf in ein verkleppertes Ei, wälzt die Stücke in geriebener Kriegssemmel und brät den Fisch in Butter oder in selbstausgelassenem Fett oder, was noch besser ist, in Speiseöl. Man gibt Tomatensoße dazu und Kartoffeln in der Schale oder Salzkartoffeln.

Reisfleisch (für 4 Personen berechnet). ½ Pfd. Schlachtabfälle — 1 Pfd. Reis — 2 Eßlöffel Fett — Wasser oder Fleischbrühe — Salz, Pfeffer — 1 Zwiebel, Suppengrün, gewiegt — etwas Speck. Das Fleisch wird in Würfel geschnitten, dann läßt man es im Fett mit Zwiebel und Grünzeug andünsten, schmort das Fleisch wie Gulasch ¼ Stunde. Reis wird gebrüht dazugegeben und so viel Flüssigkeit übergefüllt, daß der Reis gut bedeckt ist. Das Gericht wird 5 bis 10 Minuten angekocht und 2 bis 6 Stunden in der Kochkiste zum Garkochen gelassen. In 2 Stunden ist die Speise gar; 6 und mehr Stunden kann sie in der Kochkiste bleiben, ohne zu verderben.

Möhren-Pudding. Zehn bis zwölf große aber nicht zu alte, rohe Möhren werden auf dem Reibeisen gerieben, mit ½ Pfd. Butter auf gelindem Feuer hellbraun geschwitzt und dann nach völligem Erkalten mit einem Löffel so lange gerührt und geschlagen, bis die Masse weiß aussieht. Man rührt nun fünf Eidotter, 100 Gramm Zucker, 4 Gramm gestoßenen Zimt, eine Prise Salz, die abgeriebene Schale einer Zitrone und den Schnee der fünf Eiweiße darunter, füllt alles in eine gebutterte mit Zwieback ausgesiebte Form und kocht den Pudding eine reichliche Stunde im Wasserbad; beim Anrichten stürzt man ihn auf eine Schüssel und übergießt ihn mit Weintunke.

Hauswirtschaft.

Zum Schutz gegen Fleischfliegen hat man das Bestreuen des Fleisches mit einer Mischung aus feingestampftem Pfeffer und gepulvertem Pfefferminzkraut in gleichen Teilen empfohlen. Durch den scharfen Geruch werden die Fliegen vom Fleisch abgehalten, zugleich wirkt das Pulver austrocknend, also erhaltend auf das Fleisch.

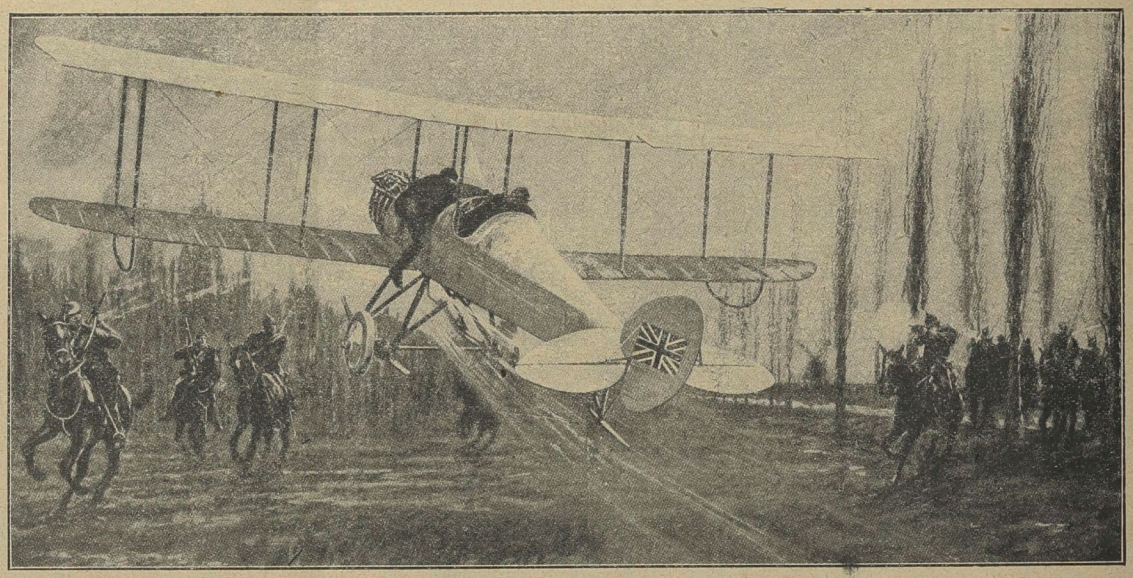
Ausrangierte Hängelampen zu verwenden. Von unbrauchbaren alten Hängelampen schraubt man den Ring ab, der die Glocke gehalten hat und bronziert den Behälter mit Goldbronze und wenn nötig auch die Ketten. Man hat nun eine sehr nette Blumenampel, in welche man entweder einen Topf mit einer Schlingpflanze stellen kann, oder man schmückt die Ampel mit gemachten Blumen.

Gesundheitspflege.

Ein gutes Mittel gegen Erkältung. Man nimmt ein Glas heißes Zuckerwasser, drückt den Saft einer halben Zitrone hinein, fügt einen Eßlöffel voll Kognak hinzu und trinkt dies so warm wie möglich vor dem Schlafengehen.

Augenwasser. Die blaue Kornblume gibt ein gutes Augenwasser. Die Herstellung desselben geschieht folgendermaßen: Man nimmt 30 Gramm blaue Kornblumen samt ihren Kelchen, zerkleinert sie, bringt sie in eine Flasche und gießt ½ Liter Regenwasser und eine Kleinigkeit Spiritus hinzu und stellt die gut verkorkte Flasche 10 bis 12 Tage lang in die Sonne. Dann gießt man die Flüssigkeit ab, seiht sie durch ein leinenes Tuch und bewahrt sie in einem Glas gut verschlossen auf. Es wird bei Bedarf durch Eintröpfeln und Besuchten der Augen verwendet und hauptsächlich bei Entzündungen und Sehschwäche gebraucht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0011



Deutsche Patrouillenreiter verhindern den Aufstieg eines englischen Fliegers.

Rätselecke.

Suchbild.

Wo ist der Obrist?

Dreisilben-Rätsel.

Die ersten und dritten
Beschließt ein Gebet.
Auf zweiter so mancher
Nur unsicher geht.

Das Ganze ein Völkchen
Nur kleiner Gesellen,
Die Großes durch Fleiß und
Durch Arbeit bestellen.

Homonym.

Macht die Frau es übermäßig,
Trifft sie herber Tadel.
Macht der Mann es riesengroß,
Wird ihm Ruhm und Adel.
Dennoch — liebliches Geschlecht
Schilt die Welt nicht ungerecht.

Zweisilben-Rätsel.

Rate nur, was kann das sein?
Frag' und Antwort im Verein
Muß der Kutscher und der Schneider,
Der den Wagen, der die Kleider.

Rätsel.

Die Wolke ist mein Mütterlein,
Der Regen soll mein Vater sein;
Mein Sohn das ist der kühle Bach,
Die Frucht folgt mir als Tochter nach.
Der Regenbogen ist mein Bett,
Die Erde meine Ruhestätt';
Der Mensch, der ist mein Plagegeist,
Der mich bald geh'n, bald kommen heißt.

Visitenkartenrätsel.

R Dalm

Essen.

Was ist der Herr von Beruf?

Silbenrätsel.

Die erste meiner Silben schafft
Uns Sicherheit vor Wind und Regen;
Die zweite hemmt der Füße Kraft,
Sich weiter vorwärts zu bewegen.

Das Ganze sieht man in der Welt
Nur allzu oft den Krebsgang gehen;
Und wo's die Frauen nicht verstehen,
Da ist's gar jämmerlich bestellt.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Rätsel. Schloß.

Rätsel. Fliegenklatsche.

Silbenrätsel. Bodensee.

Zweisilbenrätsel. Irrlicht.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 35. | Nebra, Sonnabend, 1. Mai 1915. | [illegible] Jahrgang.

Die Bukowina.

— Eine deutsche Kulturinsel. —

Die deutschen Truppen kämpfen in der Bukowina, die sie Schulter an Schulter mit den Österreichern vom Feinde befreit haben, nicht nur für die gemeinsame gute Sache, sondern sie verteidigen hier auch einen Hort der deutschen Kultur, ein weit in den Osten hinein vorgeschobenes Bollwerk germanischer Arbeit und Kraft. Mitten zwischen anderssprachigen Völkern ist in der Bukowina in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine deutsche Kulturinsel geschaffen worden; was die Bukowina heute ist, verdankt sie vor allem deutschem Wirken und deutscher Gesittung. Schon früher hatten sich Deutsche an einigen Orten des Landes angesiedelt und im Mittelalter die materielle und geistige Kultur wirksam gefördert. Aber seine eigentliche Blüte entfaltete das Deutschtum in diesem Lande, das fortan unter dem Namen Bukowina, d. h. Buchenwald, erscheint, erst seit dem Jahre 1775, da die Pforte dieses Gebiet an Österreich abtrat. Die deutschen Ansiedler bildeten den Sauerteig, der in dem vorher verödeten und völlig unkultivierten Gebiet erst Leben und Gedeihen hervorbrachte. Zuerst kamen Reichsdeutsche ins Land, etwa 50 Familien, die 93 männliche und 87 weibliche Mitglieder zählten; es waren alles Bauern, die aber doch auch so manches Handwerk, Zimmermannsarbeit, Maurerei, Schuhflickerei verstanden. Diese deutschen Einwanderer, denen sich dann bald zahlreiche andere anschlossen, stammten aus Südwestdeutschland, und so wurden sie denn alle gemeinsam „Schwaben" genannt; Württemberg und die Pfalz waren die Heimatländer der meisten Ansiedler. Ihre alten Sitten und Gebräuche haben sie bis auf den heutigen Tag in der Fremde bewahrt. Die kurzen, glockenförmig gebauschten Röcke, wie sie die Frauen z. B. in Rosch bei Czernowitz tragen, haben hier, wie auch ähnlich in Galizien und Südungarn, ein Stück altdeutscher Volkskraft bewahrt. Ebenso klingt noch heut in den Dörfern der Bukowina manches schöne Volkslied aus der alten Heimat am Rhein, wie z. B. „Es stand eine Linde im tiefen Tal" u. a.

Die deutsch-österreichischen Länder sind besonders durch Deutsch-Böhmen vertreten, die in der Bukowina in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschiedene Bauernkolonien gründeten, so die erste, Bori, 1835, dann Schwarzthal, Buchenhain usw. Auch die Deutsch-Böhmen haben ihre heimische Art bewahrt. Ein Forscher, der vor etwa 30 Jahren seine Landsleute in Bori besuchte, schreibt darüber: „An den meisten Häusern fand ich das Wahrzeichen der heimischen Dörfer: St. Johann von Nepomuk, geschnitzt oder gemalt. An ihn erinnerte mich der erste Flachskopf, den ich sah: er hieß Johann. Kein Zweifel mehr, daß ich mich in einem echt deutsch-böhmischen Dorfe befand."

Aus allerjüngster Zeit berichtet ein Kenner von der Siedlung Schwarzthal: „Wunderbar ist es, wie sich hier die Wälder Kleidung, Sitten, Gebräuche, Wohnweise und Sprache vollständig erhielten. Der Bursche, mit dem ich den weiten holperigen Weg zurücklegte, trug seinen Havelock, seine Strümpfe und seinen grünen Hut wie einer aus den böhmischen Wäldern, und wenn man mit den Leuten bei Tisch sitzt, und sie ihre Pfeifen dampfen lassen, da denkt man keinen Augenblick, daß man fern im Osten im fremden Lande ist." Auch ihre altgewohnten Holzschuhe tragen noch die Deutsch-Böhmen der Bukowina und haben deshalb den Spitznamen „Holzpantoffeln" erhalten.

Die gegenwärtige Kopfzahl der Deutschen in der Bukowina wird auf etwa 76 000 berechnet. Doch hat diese verhältnismäßig kleine Zahl Erstaunliches für das Land geleistet. Als die Bukowina an Österreich kam, war sie eine vollständige Öde, fast nur mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, durch die türkische Mißwirtschaft ausgesogen, durch Kriege verwüstet und entvölkert, geradezu eine Wildnis. Aber schon einige Jahrzehnte nach der Einwanderung der Deutschen machte dies Land den Eindruck einer Kulturoase. „Wir glaubten," schildert der Reisende Kohl 1840 die Bukowina, „aus den Niederungen Bessarabiens und von den gestalt- und ordnungslosen Ortschaften Podoliens kommend, bei diesem Anblick uns in eine andere Welt versetzt, und allerdings war es auch wirklich so. Bei dem Anblicke von Czernowitz schien uns der ganze europäische Westen nahe vor die Augen gestellt zu sein und wir glaubten Deutschland deutlich durchzufühlen."

Der Einfluß des deutschen Wesens konnte sich in der Bukowina eben besonders umfassend und kräftig erweisen, weil der Boden hier noch fast jungfräulich war und die in Not und Unbildung verkommene Bevölkerung sich gern von den Deutschen leiten und lehren ließ. Das städtische Leben hob sich zuerst, und die Städte der Bukowina haben sich ihren vorwiegend deutschen Charakter bis heute bewahrt. Bald begann auch der Aufschwung in Handel und Gewerbe. Die ersten tüchtigen Handwerker waren Deutsche, so der erste Apotheker in Czernowitz, der erste Uhrmacher, der erste Buchdrucker Eckhart, der auch die erste Papiermühle in der Bukowina errichtete. Der erste Bierbrauer war ein Deutscher, und die ersten ordentlichen Gasthäuser wurden von Deutschen errichtet.

Die Urbarmachung des Landes vollzog sich mit dem Lichten der Wälder, deren Schätze zuerst die Deutschen ausnützten, worauf der Bukowiner Holzhandel eine hohe Blüte erreichte. Und nicht anders stand es mit der geistigen Kultur, die vorher völlig danieder gelegen hatte. 500 Volksschulen wurden von den Deutschen errichtet, und die Krönung dieses Wirkens für die Volksbildung bedeutete dann die Gründung der östlichsten deutschen Hochschule Czernowitz, an der zahlreiche deutsche Gelehrte wirkten und wirken.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.

Ein Zeugnis für die deutschen Soldaten.

Nachdem kürzlich ein Berichterstatter des Amsterdamer kirchlichen Blattes ‚Tijd' mit Nachdruck und aus besonderer Kenntnis der Dinge die Verleumdung widerlegt hatte, daß deutsche Soldaten in belgischen Frauenklöstern Greueltaten verübt hätten, konnte er für seine Widerlegung jetzt auch auf das Zeugnis der belgischen Bischöfe hinweisen, die Ermittelungen angestellt und nichts zu verzeichnen hatten. Und nun erteilt er auf eine Anfrage die Antwort, nach sorgfältiger Umfrage habe sich ergeben, daß weder in Klöstern, noch Krankenhäusern, noch Privathäusern Nonnen verpflegt worden seien, die als Beweis für die vorerwähnten unwahren Beschuldigungen dienen können.

*

Die Engländer bei Ypern.

Wenn auch die Franzosen anscheinend immer noch nichts von den deutschen Siegen bei Ypern wissen, so geben doch die Engländer, wenn auch verklausuliert, den Rückzug und die Tatsache zu, daß sie schwere Verluste erlitten haben. — Mehrere neutrale Zeitungen heben hervor, daß der Angriff der Deutschen ungeheuren moralischen Eindruck machen müsse, um so mehr, als er in dem Augenblick erfolgte, als die Engländer ihren neuen großen Angriffsplan in alle Welt posaunten.

Englische Furcht vor [...]

Lord Charles Beresford[...]
Seelord, sagte in einer An[...]
tion des Freiwilligen Au[...]
Northampton: „Wir müsse[...]
daß wir nicht sicher [...]
deutsche Flotte sich [...]
Es gibt so viel Unerwa[...]
krieg; ein Wetterwechsel h[...]
Berechnungen auf. Die e[...]
legenheit reicht dahe[...]

*

Die Auslese der russ[...]
vernichte[...]

Der militärische Mitarb[...]
‚Kambana' bezeichnet die K[...]
einen fürchterlichen Z[...]
der Russen. Diese h[...]
Truppen und sämtlich[...]
setzt, und die Zahl ihrer [...]
Million weitaus ü[...]
dieser Schlacht sei der K[...]
lese der russischen Armee [...]
Die Hoffnung auf eine Ze[...]
reich-Ungarns, mit der sich [...]
schaft getragen habe, sei g[...]

*

Der Dardanellensieg[...]

Nach griechischen Blätte[...]
daß die vereinigten E[...]
Franzosen bei ihrem [...]
Meerangriff auf die Darda[...]
Verlusten zurückges[...]
Der Erfolg der Türken fo[...]
rin zum Ausdruck, daß [...]
schloß, den Sultan um die [...]
„Ghazi" (der Siegreiche) z[...]
türkischem Brauch darf die[...]
Führer oder Feldherrn beig[...]
er wirklich entscheidende Siege erfochten hat. —

Wir aber begrüßen die türkische Nation, die ihr Schicksal an das unsre und das Österreich-Ungarns geknüpft hat, als unsern Bundesgenossen in dem Bewußtsein, daß an den Dardanellen wie im Kaukasus und am Suezkanal mit über das Schicksal des Weltkrieges entschieden wird.

Belgiens Zukunft.

Nichts zeigt besser die unglaubliche Hoffnungsfähigkeit der Franzosen und Belgier, als daß sie sich jetzt, während Belgien fast völlig von Deutschen besetzt ist, den Kopf darüber zerbrechen, ob und wie Belgien gestärkt und vergrößert aus dem Kampfe hervorgehen wird. So hat der Schriftsteller L. Dumont-Wilden im ‚Matin' einen Artikel veröffentlicht, der sich mit dem Belgien der Zukunft befaßt, das außerordentlich stark werden müsse. Nicht alle Belgier aber schwelgen in Eroberungsplänen, und so hat Dumont-Wilden viele Zuschriften erhalten, die sich gegen einen Landerwerb Belgiens aussprechen. Das veranlaßt ihn zu einem neuen Artikel, in dem er u. a. ausführt:

„Der Gedanke der beiden Westmächte, Belgien durch Einverleibung des linken Rheinufers so stark zu machen, daß jede Wiederholung eines Einfalls für die Zukunft unmöglich wäre, stößt anscheinend nur bei den Alten, dem Belgien von gestern, auf Widerstand. Sie befürchten, daß Belgien, wenn das geschähe, in die Wirrnisse der großen Politik hineingerissen werden könne. Die Armee, die Jugend, das Belgien von morgen, denkt anders darüber. Alle Opfer waren umsonst gebracht, wenn Belgien nicht gestärkt und vergrößert aus diesem Kriege hervorginge. Das Gleichgewicht der Nationalitäten, die Befürchtung der Wallonen, von dem verstärkten germanischen Element aufgesogen zu werden, dürfen in dieser Zukunftsfrage keine Rolle spielen.

Es gibt eine radikale Lösung: Verpflanzung oder Vertreibung der Deutschen. Das ist das, was die All-Deutschen den Wallonen zugedacht haben. Es gibt aber auch eine weniger brutale Lösung: Protektorat oder eine Art provisorischen Kolonialsystems. Es wäre durchaus gerechtfertigt, wenn man der annektierten Bevölkerung die politischen Rechte solange vorenthalten würde, bis sie aufhört, gefährlich zu sein, d. h. bis sie das ansteckende preußische Gift abgestoßen und sich in die neue Lage hineingefunden hat. Leute, welche die Bevölkerung des linken Rheinufers gut kennen, versichern, daß das gar nicht solange, als man befürchtet, dauern würde. Das Ansehen des Siegers hat auf Leute jenen Schlages einen ungeheuren Einfluß, und die Bevölkerung der neuen Gebiete würde die Herrschaft eines zivilisierten liberalen Staats um so eher anerkennen, als eine liberale Staatsauffassung seit langem in ihr Wurzel [...]

[...]n! Frei-
[...]aussehen
[...]chon jetzt
[...]ems ins
[...]lbst stellt
[...]utschland
[...]s junge
[...]ekommen
[...]England
[...] es ge-
[...]ls wenn
[...]achgeben
[...] möchten.
[...]h diesem
[...]erbunden

[...] Deutsche
[...]ng, denn
[...]England,
[...]mit dem
[...]stem, sich
[...]vorstellen.
[...] Grund-
[...]ntarischen
[...]Volksfrei-
[...]„so lange
[...], bis sie
[...] in dem-
[...] wie oft
[...]e Recht-
[...]agt hat.
[...]r rechten
[...]m Antlitz
[...] Zukunft
[...] Deutsch-
[...]Bis dahin
[...]as „poli-

Erfolge der Türken.

— Im Kaukasus und am Suezkanal. —

Das erfolgreiche Vorgehen des türkischen Heeres auf der kaukasischen Front hat die Russen auf diesen Teil des Kriegsschauplatzes wieder in die Defensive zurückgeworfen. Der linke Flügel der türkischen Kaukasusarmee hat jüngst bekanntlich bei Artwin bis nach Bordschircho hinauf, das südwestlich von Artwin liegt, größere Erfolge erzielt. Es handelt sich hierbei um die Kämpfe am Tschrockflusse, der schon oft in diesem Kriege eine Rolle gespielt hat. Die ersten Zusammenstöße fanden hier anfangs Dezember v. Js. statt. Die russischen Truppen hatten bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei einen schnellen Einfall nach der Türkei gemacht und waren gegen Erzerum vorgedrungen.

Aber die türkischen Truppen wiesen den Feind in wenigen Tagen mit mächtigen Schlägen aus dem Lande und trugen den Krieg in russisches Gebiet hinüber. Schon am 10. Dezember konnten sie den russischen Truppen eine schwere Niederlage beibringen. Die Russen hatten daraufhin bedeutende Verstärkungen an dieser Stelle ihrer Front herangezogen und drangen mit überlegenen Kräften vor, damit die Türken auswichen. Sofort wußte der russische Generalstab daraufhin von einem gewaltigen Siege zu berichten. Wie wenig Wert diese Siegesmeldung hatte, ging schon wenige Tage später aus der Meldung des russischen Generalstabes selbst hervor, die besagten, daß bei Artwin heftig gekämpft wurde. Da die Türken noch bei Artwin standen, so konnten sie also nicht 100 Kilometer weit zurückgeschlagen worden sein. Die russischen Verstärkungen wurden bald auf türkischer Seite ausgeglichen, so daß die Türken jetzt wieder auf der ganzen Linie im Kaukasus die Offensive ergreifen konnten. Nicht nur der linke türkische Flügel, der sich an Artwin anlehnt, ging erfolgreich vor, sondern auch im Zentrum, bei Sarykamisch konnten die Türken in jüngster Zeit größere Erfolge an ihre Fahnen heften. Sarykamisch ist eine wichtige russische Garnisonstadt, die südöstlich von Artwin gelegen ist.

Sind die Türken hier im Kaukasus im erfolgreichen Vorschreiten, so ist auch die Lage des gegen Ägypten marschierenden Heeres für die Türken günstig zu bezeichnen. Der Oberbefehlshaber der türkischen Armee hat jüngst in einer Proklamation angekündigt, daß die Vorbedingungen für den Vormarsch beendet sind. Eine gegen den Suezkanal vormarschierende Armee hat naturgemäß mit Schwierigkeiten zu rechnen, die für einen Kriegsschauplatz in Europa nicht in Betracht kommen. Es ist der Mangel an Eisenbahnen, die Maßnahmen des Nachschubes und des Ersatzes, es sind die nicht gepflegten Heeresstraßen, sowie die verschiedenen Maßnahmen, die zur Versorgung der Truppen mit Speise notwendig sind. Bevor ein Heer hier zum entscheidenden Vorgehen sich anschickt, wird es auch die kleinsten Einzelheiten berücksichtigen müssen, wenn es gut geführt ist. Die planvolle und jede Möglichkeit berücksichtigende Vorarbeit der türkischen Heeresleitung ist die beste Gewähr dafür, daß auch nicht das Geringste versäumt wurde, was für einen sicheren Erfolg notwendig ist. Es handelt sich um ein Heer von 100 000 Mann, das einen Weg von 350 Kilometern vor sich hat. Die große Umsicht, mit der alle Vorbereitungen getroffen wurden, beweist, daß die türkische Heeresleitung völlig der Lage gewachsen ist.

(Zensiert: O. K. i. d. M.)

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Eine Besprechung des Staatssekretärs Dr. Delbrück mit Reichstagsabgeordneten wird Mitte Mai im Reichsamt des Innern über die Frage der Kreditnot des kaufmännischen und gewerblichen Mittelstandes abgehalten werden. In der letzten Reichstagssitzung ist von einigen Abgeordneten zum Ausdruck gebracht worden, daß teilweise unter den kleinen Gewerbetreibenden eine Kreditnot besteht, die allein durch den Krieg verursacht ist. Der Staatssekretär des Innern hat daraufhin zugesagt, in eine Prüfung dieser Frage eintreten zu wollen.

*Bei der Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Glatz-Habelschwerdt für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Landgerichtspräsidenten a. D. Sperlich wurde der einzige aufgestellte Kandidat Majoratsbesitzer Anton Graf Magnis-Eckersdorf, Kreis Neurode (Zentrum) gewählt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219150501-12/fragment/page=0013